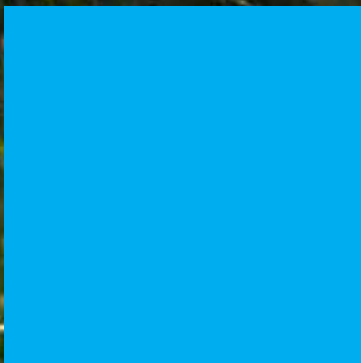


Den Himmel erden
Kirche und Diakonie im Gemeinwesen



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5	Praxisforum	36
Stichwort Gemeinwesendiakonie	6	Menschen in Armut	36
1. Definition und Grundverständnis	6	„Menschen in Armut“	37
2. Entwicklungen und Bezüge	9	„Es soll klar sein, was uns treibt“	38
3. Akteure	11	Austausch und Beratung	39
4. Bezüge zu aktuellen Fachprogrammatiken im Bereich der Diakonie	13	Das gute Gefühl, gebraucht zu werden	40
5. Gemeinwesendiakonie als strategischer Ansatz	15	Praxisforum	
Praxisforum		Menschen mit Behinderung	42
Kinder, Jugend und Familie	18	Unterstützungsangebote für Menschen mit Behinderungen	43
Situation von Kindern, Jugendlichen und Familie	19	„Die Gesellschaft ist dafür bereit“	45
Raus aus der Isolation	20	Mittendrin statt außen vor	46
„Wir sind Kirche“	21	Der doppelte Weg in die Zukunft	47
Wo Hilfe durch den Magen geht	23	Offen für alle	49
Raum für Erfolgserlebnisse	24	Voll normal	50
„Hoher Kommunikationsbedarf“	25	Praxisforum	
Praxisforum		Menschen in Krankheit	51
Menschen im Alter	27	Das evangelische Krankenhaus	52
Diakonische stationäre Altenpflege	28	Anspruch auf Betreuung am Lebensende	53
Verständnis für einander entwickeln – über die Generationen hinweg	29	„Ich habe so Angst!“	54
„Wir können Avantgarde sein“	30	Ganzheitliche Begleitung	56
Mitten im Leben	32	Literaturverzeichnis	57
So wohnt man morgen	33		
Ehrenamtliche Hilfe von nebenan	34		

Vorwort

„Der Inbegriff der messianischen Verheißungen der Armen und der Hoffnungen der Entfremdeten für diese Welt ist: ‚Heimat‘. Das bedeutet die Wohnlichkeit im Dasein, die entspannten und befriedeten Beziehungen von Gott, Mensch und Natur.“

(Jürgen Moltmann)

Was bindet Menschen im 21. Jahrhundert an die Kirche und was erwarten sie von der Kirche? Glaubt man den empirischen Befunden der EKD-Umfragen zur Kirchenmitgliedschaft, so ist es gerade das diakonische Handeln, das sowohl von Konfessionslosen als auch Kirchenmitgliedern als Kernbereich kirchlichen Handelns identifiziert und wertgeschätzt wird. Menschen trauen der Kirche und ihrer Diakonie zu, dass sie dort sind, wo Menschen in unterschiedlichsten Not- und Krisensituationen Hilfe brauchen. Sie trauen der Kirche und ihrer Diakonie zu, dass sie Erfahrungen gelingenden Lebens, aber auch des Scheiterns mit ihnen teilen.

Leben ist immer konkret, nie allgemein. Leben ist überall verschieden, nie gleich. Es ist weiblich oder menschlich, jung oder alt, krank oder gesund, weiß oder farbig, mit oder ohne Behinderung. Leben vollzieht sich in konkreter körperlich leiblicher Begegnung. Leben ereignet sich vor Ort, im Dorf, in der Stadt, im Gemeinwesen.

Kinder, die morgens hungrig in der Schule landen;

Alte und Kranke, die nicht mehr aus ihren Wohnungen kommen; Jugendliche, die keine Arbeit finden; Familien, für die Urlaub zum Fremdwort wird: Für alle diese Menschen ist das Viertel, in dem sie wohnen, der Raum, in dem sie ihr Leben zu bewältigen haben.

Was passiert, wenn Kirche und Diakonie gemeinsam mit diesen Menschen und anderen Akteuren wie Kommunen, Verbänden, Wohnungsbaugesellschaften, Schulen oder Sportvereinen damit beginnen, ihren Sozial- und Lebensraum so zu gestalten, dass er wohnlicher und lebenswerter wird?

Einige Antworten und Anregungen liefert der vorliegende Sammelband: „Den Himmel erden – Kirche und Diakonie im Gemeinwesen“ mit Praxisbeispielen aus dem Bereich der Pfälzischen Landeskirche und darüber hinaus.

Der Titel ist zugleich Programm: Entdecken wir das Gemeinwesen, in dem jeder und jede seine und ihre eigene Gabe erkennt und seine und ihre eigene Aufgabe für das Reich Gottes wahrnimmt. So wird Gottes Geist als Kraft des neuen Lebens in uns und als Raum des neuen Lebens um uns erfahrbar. Der Himmel bleibt eine messianische Verheißung. Aber wer wollte bestreiten, dass Christinnen und Christen daran mitarbeiten sollen, dass ein Stück vom Himmel schon jetzt Wirklichkeit wird?

Manfred Sutter
Oberkirchenrat

Stichwort Gemeinwesendiakonie

Der Begriff Gemeinwesendiakonie wird zunehmend verwendet – aber was meint Gemeinwesendiakonie genau? Dieser Beitrag zielt auf eine Vergegenwärtigung und Präzisierung des Begriffs der Gemeinwesendiakonie. Die folgenden Fragen sollen dabei zu Klärung beitragen:

1. Was kann unter dem Begriff Gemeinwesendiakonie verstanden werden ?
2. Welche Entwicklungen führen zur Konjunktur der Gemeinwesendiakonie ?
3. Welche Akteure – Menschen, Organisationen, Institutionen – sind bei gemeinwesendiakonischem Engagement wesentlich beteiligt ?
4. Welche aktuellen (diakonischen) Fachkonzepte haben eine Nähe zum Ansatz der Gemeinwesendiakonie ?
5. Welche Punkte müssen reflektiert werden, wenn gemeinwesendiakonisches Handeln als kirchlich-diakonisch Strategie verstanden werden soll ?

1. Definition und Grundverständnis

Gemeinwesendiakonie beschreibt „eine Gestalt kirchlich-diakonischer Arbeit, die von Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, von diakonischen Diensten und Einrichtungen gemeinsam getragen wird und in der mit weiteren Akteuren kooperiert wird. Sie nimmt den Stadtteil in den Blick, orientiert sich an den Lebenslagen der Stadtteilbewohner und öffnet sich so zum Gemeinwesen hin. Gemeinsames Handeln von verfasster Kirche und organisierter Diakonie setzt eine strategische Zusammenarbeit voraus, um Klienten-, Mitglieder und Gemeinwesenorientierung in Balance zu bringen“.¹

Der Begriff Gemeinwesendiakonie ist neu. Von der Sache her gibt es bereits vielfältige gemeinwesendiakonische Aktivitäten und Erfahrungen, ohne sie explizit als Gemeinwesendiakonie zu bezeichnen. So wird zum Beispiel im Diakonischen Werk Hamburg bereits seit über zehn Jahren nach dem dort entwi-

ckeltem Konzept der Stadtteildiakonie gearbeitet, das genau dem gemeinwesendiakonischen Ansatz entspricht.

Zum ersten Mal tauchte der Begriff Gemeinwesendiakonie 2007 in dem Diakonie-Text Handlungsoption Gemeinwesendiakonie auf.² Seitdem hat er eine rasche Verbreitung in Diakonie und Kirche erfahren. Im September 2008 fand in Hannover eine „Konsultation Gemeinwesendiakonie“ statt, im Herbst 2009 wurden auf der EKD-Zukunftswerkstatt in Kassel 12 Thesen zur Gemeinwesendiakonie vorgestellt.³ Im Januar 2010 befasste sich die Tagung „Kirche findet Stadt“ in der Evangelischen Akademie Hofgeismar mit den Chancen und Möglichkeiten der Gemeinwesendiakonie. Auf dem zweiten Ökumenischen Kirchentag in München im Mai 2010 luden die neu eingerichtete Netzwerkstelle Gemeinwesendiakonie und das Referat Sozialräumlicher Arbeit des Deut-

schen Caritasverbandes zur Veranstaltung „Kirche Mittendrin – Von der Gemeinwesendiakonie zum Community Organizing“ ein.

Der Diakonie-Text Handlungsoption Gemeinwesendiakonie sieht in der Diakonie nicht nur einen sozialen Dienstleistungsanbieter, sondern einen Akteur, der soziale und kulturelle Verantwortung für die Stadt übernimmt: Diakonie soll sich aktiv als Partner mit anderen Trägern an der sozialen Stadtentwicklung beteiligen und so zum Mitgestalter des Sozialraums werden. Denn Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen „stellen ein Potenzial zur Verfügung, das die soziale Infrastruktur einer Stadt stärkt und das nachbarschaftliche Miteinander in den Wohnquartieren ausbildet“.⁴ Den Anlass für diese Betrachtungsweise hat vor allem das Bund-/Länderprogramm „Soziale Stadt“ gegeben, das sozialraumorientierte Maßnahmen im nicht-baulichen Bereich fördert. Gemeinwesendiakonie will nicht erst auf soziale Notlagen reagieren, „sondern aktiv daran mitarbeiten, funktionierende Sozialräume zu gestalten und Notlagen zu verhindern“.⁵ Mitwirkungs-, Selbsthilfe und Teilhabechancen sollen gefördert werden.

Die Ausrichtung der kirchlich-diakonischen Akteure auf das Gemeinwesen will sowohl die Ressourcen des Gemeinwesens nutzen, als sie auch stärken und ausbauen helfen. Das Quartier bietet einen Nutzen für die diakonischen und kirchlichen Einrichtungen im Stadtteil – und umgekehrt bieten diese Einrichtungen wiederum einen Gewinn für das Quartier und seine Bewohner.⁶ Das Gemeinwesen ist Belastung und Chance zugleich, der Sozialraum ist sowohl

„Kulisse wie Ressource“.⁷ Der Stadtteil muss daher einerseits befähigt werden und andererseits wirkt er selbst befähigend.⁸ Ziel ist es, Quartiereffekte zu erzielen. Dabei sind Kirche und Diakonie auf die Kooperation mit nicht- und anderskonfessionellen Akteuren angewiesen.

Gemeinwesendiakonie beschreibt eine gemeinsame Strategie von verfasster Kirche und organisierter Diakonie, bei der kirchliche und diakonische Einrichtungen „eng miteinander und mit anderen Akteuren im Stadtteil kooperieren“.⁹ Das Zusammenspiel von diakonischer Gemeinde und gemeinwesenorientierter Diakonie bildet so Gemeinwesendiakonie. Bereits in der EKD-Denkschrift „Herz und Mund und Tat und Leben“, 1998 zum 150-jährigen Diakonie-Jubiläum veröffentlicht, sind deutliche Anklänge an die Idee der Gemeinwesendiakonie zu erkennen. Die Denkschrift ermutigt, Innovationen zu wagen und neue Modelle zu erproben. In diesem Sinne sollen die Distanz zwischen Kirchengemeinden und diakonischen Handlungsfeldern überwunden, der unmittelbare Kontakt zu den von Not Betroffenen verbessert, die diakonischen Organisationen besser an den Bedürfnissen der Betroffenen ausgerichtet und die Vernetzung mit außerkirchlichen Initiativen gefördert werden.¹⁰ Dies entspricht dem Ansatz der Gemeinwesendiakonie.

Während Gemeinwesenorientierung ein beschreibender Begriff ist – er bezeichnet schlicht und einfach die „Öffnung einer Institution zum Stadtteil hin, um deren Arbeit effektiver zu machen“¹¹ – ist Gemeinwesendiakonie ein programmatischer Begriff, der von der Gemeinwesenorientierung als Basisan-

¹ Martin Horstmann/Elke Neuhausen: Mutig mittendrin. Gemeinwesendiakonie in Deutschland. Eine Studie des sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, Münster 2010, S. 5.

² Handlungsoption Gemeinwesendiakonie. Die Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt als Herausforderung und Chance für Kirche und Diakonie (Diakonie Texte 12/2007), hg. vom Diakonischen Werk der EKD, Stuttgart 2007.

³ „Kirche mittendrin“ Kriterien zum Aufbau von Gemeinwesendiakonie-Projekten, <http://www.gemeinwesendiakonie.de/grundlagen.htm>.

⁴ Handlungsoption Gemeinwesendiakonie, S. 5.

⁵ Handlungsoption Gemeinwesendiakonie, S. 25.

⁶ Zukunft Quartier – Lebensräume zum Älterwerden, Band 3, Soziale Wirkung und „Social Return“, hg. vom Netzwerk Soziales neu gestalten (SONG), Gütersloh 2009, S. 213.

⁷ Wolfgang Hinte, Fall im Feld, in: Socialmanagement, 2001, H. 6, 10-13, S. 10.

⁸ Vgl. Enabling Community, Gemeinwesen zur Inklusion befähigen. Elf Empfehlungen für innovatives Handeln in Kommunalpolitik, Verwaltung und Soziale Arbeit. Ein Positionspapier der Evangelischen Stiftung Alsterdorf und der Katholischen Fachhochschule für Sozialwesen Berlin, Berlin/Hamburg 2009, S. 3.

⁹ Handlungsoption Gemeinwesendiakonie, S. 25.

¹⁰ Herz und Mund und Tat und Leben. Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie. Eine evangelische Denkschrift, hg. vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1998, S. 43.

¹¹ Dieter Oelschlägel: Aktuelle Entwicklungen in der Gemeinwesenarbeit unter besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer, in: Wolfgang Hinte/Maria Lüttringhaus/ders. (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit 2. Auflage, Weinheim/München 2007, 99-128, 112-113.

nahme ausgeht, diese aber als kirchlich-diakonische Strategie versteht. Gemeinwesendiakonie ist somit weniger ein konkreter Handlungsansatz als vielmehr ein Diakonieverständnis. Gemeinwesendiakonie ist anschlussfähig an Handlungskonzepte, die sich auf den Stadtteil beziehen und von kirchlich-diakonischen Akteuren übernommen werden. Gemeinwesendiakonie schließt an die Tradition der Gemeinwesenarbeit¹² an, die Begriffe sind aber nicht kongruent.

Gemeinwesendiakonisches Handeln kann somit als gemeinwesenorientiertes Handeln, als gemeinsames Handeln von verfasster Kirche und organisierter Diakonie und als strategisches Handeln der beteiligten Akteure verstanden werden.¹³ Den Paradigmenwechsel in Richtung Sozialraumorientierung, stärkerer Berücksichtigung der lebensweltlichen Kontexte, der Einbezug von informellen Netzwerken, von Selbsthilfe und bürgerschaftlichem Engagement

und die Suche nach neuen Kooperationspartnern, die auch über die Grenzen der kirchlichen und diakonischen Institutionen hinausreichen, bezeichnete Theodor Strohm 1998 mit der Programmformel „Wichern drei“.¹⁴ Wolfgang Huber¹⁵ greift diesen Gedanken auf: „Wichern III“ bedeutet im Kern eine neue Verhältnisbestimmung zwischen Diakonie und Gemeinde. Die Einbindung diakonischer Einrichtungen in den kirchlichen Lebenszusammenhang der Region, in der sie beheimatet sind, sollte eine neue Priorität erhalten“.¹⁶ Strohm's Ansatz entspricht inhaltlich in weiten Teilen der Idee der Gemeinwesendiakonie; der bereits erwähnte Diakonie-Text Handlungsoption Gemeinwesendiakonie bezieht sich dann auch explizit hierauf.¹⁷ Das von Strohm Ende der 1990er Jahre beschriebene Grundverständnis organisierter Diakonie setzt sich de facto erst allmählich durch, auch wenn alle „Ideen-Bausteine“ spätestens seit den 1970er Jahren vorliegen.

¹² Gemeinwesenarbeit wird in der Sozialen Arbeit verstanden als „eine sozialräumliche Strategie, die sich ganzheitlich auf den Stadtteil und nicht pädagogisch auf einzelne Individuen richtet. Sie arbeitet mit den Ressourcen des Stadtteils und seiner Bewohner, um seine Defizite aufzuheben. Damit verändert sie dann allerdings auch die Lebensverhältnisse seiner Bewohner/innen“ (Oelschlägel: Aktuelle Entwicklungen, S. 111). Als Leitstandards der Gemeinwesenarbeit gelten zielgruppenübergreifendes Handeln, Orientierung an den Bedürfnissen und Themen der Menschen, Förderung der Selbstorganisation und der Selbsthilfekräfte Nutzung der vorhandenen Ressourcen, Ressortübergreifendes Handeln und Vernetzung und Kooperation (Maria Lüttringhaus: Zusammenfassender Überblick. Leitstandards der Gemeinwesenarbeit, in: Wolfgang Hinte/dies./Dieter Oelschlägel (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit, 2. Auflage, Weinheim/München 2007, 277-281, S. 278-280). Gemeinwesenarbeit wird nicht nur als Handlungsfeld, sondern vor allem als Arbeitsprinzip verstanden, als eine grundsätzliche Herangehensweise an soziale Problemlagen (Jean Jaak Boulet/Ernst Jürgen Krauß/Dieter Oelschlägel: Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip. Eine Grundlegung, Bielefeld 1980). Gemeinwesenarbeit wird rückblickend auch kritisch gesehen. Der Begriff weckte Assoziationen, die die Gemeinwesenarbeit „nicht gerade anschlussfähig an den Mainstream der Fachdiskussion machte“ (Wolfgang Hinte: GWA – eine Erfolgsgeschichte?, in: Ders./Maria Lüttringhaus/Dieter Oelschlägel (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit, 2. Auflage, Weinheim/München 2007, 7-13, S. 8). Gegenwärtig wird Gemeinwesenarbeit in den weiteren Zusammenhang der Sozialraumorientierung gestellt. Die Sozialraumorientierung „hebt die klassische Abgrenzung von Fallarbeit, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit auf und integriert die Arbeitsformen der Sozialen Arbeit zu einem mehrschichtigen Ansatz“ (Frank Früchtel/Gudrun Cypryan/Wolfgang Budde: Sozialer Raum und Soziale Arbeit, Textbook, Wiesbaden 2007, S. 11): Lebensweltorientierung, Empowerment, Neue Steuerung, Organisationsentwicklung, Soziales Kapital und eben das Arbeitsprinzip der Gemeinwesenarbeit können als Grundlage der Sozialraumorientierung gelten (ebd. 22-23). Die viel zitierte Formel „Vom Fall zum Feld“ drückt ihre sozialräumliche Grundhaltung aus.

¹³ Vgl. Horstmann/Neuhausen: Mutig mittendrin, S. 5.

¹⁴ Theodor Strohm: „Wichern drei“ – auf dem Weg zu einer neuen Kultur des Sozialen, in: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hg.), Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse, Neukirchen-Vluyn 2010, 17-22.

¹⁵ Die damit angedeuteten drei Phasen organisierter Diakonie skizziert Wolfgang Huber wie folgt: „Die moderne Entwicklung diakonischen Handelns im deutschen Protestantismus hat ihren Anfang in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Johann Hinrich Wicherns große Rede auf dem Kirchentag in Wittenberg 1848 und die sich daran anschließende Denkschrift gelten dafür als die grundlegenden Dokumente; deshalb wird die Entwicklung der Diakonie immer wieder mit seinem Namen verbunden. Nach dem diakonischen Neubeginn der Jahre 1848 ff. („Wichern I“) und nach dem Aufbruch aus der Not nach dem Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und des Zweiten Weltkriegs („Wichern II“) steht heute eine Neubestimmung der diakonischen Aufgabe angesichts der Herausforderungen des 21. Jahrhunderts an („Wichern III“). Es geht um den christlichen Beitrag zu einer Kultur der Barmherzigkeit in der Zivilgesellschaft“; Wolfgang Huber: Das Profil der Diakonie im gesellschaftlichen Umbruch. Zehn Thesen, in: Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg: Das Profil der Diakonie im gesellschaftlichen Umbruch, Jahresbericht 2000, Berlin 2000, 7-8, S. 8.

¹⁶ Huber, Das Profil der Diakonie, S. 7.

¹⁷ Handlungsoption Gemeinwesendiakonie, S. 26. Zur Debatte um das Schlagwort „Wichern drei“ siehe auch den im August 2010 erscheinenden Band: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hg.), Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse, Neukirchen-Vluyn 2010.

2. Entwicklungen und Bezüge

Es gibt mehrere Entwicklungen, die der Gemeinwesendiakonie den Weg bereiten. Fünf Bezüge werden im Folgenden kurz skizziert.

Kirchliche Gemeinwesenarbeit.¹⁸ Die Idee der Gemeinwesendiakonie wäre ohne die Erfahrungen der kirchlichen Gemeinwesenarbeit der 1960er, 1970er und 1980er Jahre kaum denkbar. Die Gemeinwesenarbeit in Deutschland hat ihre Wurzeln in den Re-Education-Programmen der Alliierten im Nachkriegsdeutschland und in der Rezeption amerikanischer Gemeinwesenarbeitsansätze. Kirchengemeinden waren von Anfang an ein wichtiger Träger von Projekten der Gemeinwesenarbeit. Inspiriert wurde die kirchliche Gemeinwesenarbeit durch die niederländische Shalom-Arbeit und vor allem durch die Aktivitäten des Burckhardtshauses, einer kirchlichen Einrichtung zur Fortbildung in Gemeinwesenarbeit, die eng mit dem Namen Ernst Lange verbunden ist. „In den Kirchen sorgte der Pfarrer- und Gemeindegliedermangel angesichts wachsender Gemeindegliederzahlen und neuer Aufgaben u.a. in der Jugend- und Migrantenarbeit für einen Bedarf an gemeindlicher Sozialarbeit, die sich vielfach als Gemeinwesenarbeit formierte. Ermöglicht wurde die Neuanstellung von Sozialarbeitern für die Gemeinwesenarbeit der Kirchengemeinden durch prosperierender Kirchenfinanzmittel und eine Neuausrichtung der Gemeinden am gesellschaftsdiakonischen und sozialpolitischen Auftrag der Kirche“.¹⁹ In den 1990er Jahren wurde es ruhiger um die kirchliche Gemeinwesenarbeit. Die Ansätze blieben als „aktivierende Gemeindearbeit“ (Lingscheid/Wegner) oder „diakonischer Gemeindeaufbau“ (Götzelmann) in der praktisch-theologischen Diskussion, wurden aber nicht mehr so spannungsreich diskutiert, wie zu den Hochphasen der Gemeinwesenarbeit in Deutschland.

Konversion diakonischer Anstalten. Diakonische Träger entdecken seit gut einem Jahrzehnt ihr Interesse am Gemeinwesen. Einerseits auf Grund der Erkenntnis der Notwendigkeit einer fachlichen Weiterentwicklung der Hilfeangebote, andererseits in der Hoffnung, im und mit dem Gemeinwesen neue Ressourcen erschließen zu können. Dies betrifft aktuell vor allem die Entwicklung, die in diakonischen Unternehmen unter dem Schlagwort „Konversion diakonischer Komplexeinrichtungen“ gefasst wird. Diese so genannte Konversion („Umbau“, „Umwandlung“, „Umkehr“) ist notwendig, „weil die Zeit der Anstalten und großen Heime vorbei ist und Menschen nicht länger in desintegrierenden Sonderwelten leben wollen“.²⁰ Anstelle des Lebens in einer Anstalt soll ein Leben in Nachbarschaft treten. In diesem Sinne soll „die Eingliederungshilfe nicht länger überwiegend Ausgliederungshilfe“ bleiben.²¹ Hier sind vor allem die Ambulantisierung und die Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe und der Psychiatrie zu nennen. Entsprechende Handlungskonzepte und -empfehlungen verweisen auf den Leitgedanken der Inklusion.

Politisches Interesse am Sozialraum. Das Gemeinwesen wird zum zentralen Ort von Teilhabemöglichkeiten und Integrationsbemühungen, besonders dann, wenn die Erwerbsarbeit als wesentlicher Faktor für gesellschaftliche Integration und Teilhabe bei immer mehr Menschen ausfällt. So formuliert der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge in den Eckpunkten zur sozialräumlichen Ausgestaltung kommunalen Handelns: „Weil sie arbeitslos sind und kaum eine Chance auf dem ersten Arbeitsmarkt haben, können viele Menschen ihren Platz in der Gesellschaft nicht durch Erwerbsarbeit finden. Ihre soziale Integration hängt zunehmend davon ab, wie sie sich am Leben in ihrem Wohnviertel und Wohn-

¹⁸ Vgl. hierzu Arnd Götzelmann: Kirchliche Gemeinwesenarbeit, in: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hg.), Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse, Neukirchen-Vluyn 2010, 32-47.

¹⁹ Ebd., S. 39.

²⁰ Johannes Degen: Leben in Nachbarschaft, in: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hg.), Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse, Neukirchen-Vluyn 2010, 78-83, S. 82.

²¹ Ebd.

umfeld beteiligen und dieses aktiv mitgestalten. Der soziale Raum und dessen Infrastruktur haben für diese Menschen eine besonders große Bedeutung und beeinflussen ihre Verwirklichungschancen. Für viele Zuwanderer gilt das auch deshalb, weil ihre Lebensorientierung und Lebensweise stärker auf das Quartier ausgerichtet sind.²² Gegenwärtig ist ein deutliches Interesse am sozialen Nahraum zu entdecken. Dies zeigt sich bundespolitisch in dem verstärkten Engagement in der Stadtentwicklung – siehe zum Beispiel den Stadtentwicklungsbericht der Bundesregierung oder die Bestrebungen einer Nationalen Stadtentwicklungspolitik –, und in politischen Programmen, die zielgruppenübergreifend sozialraumorientierte Zentren (wie Mehrgenerationenhäuser, Familienzentren etc.) fördern.

Integrierte Stadtentwicklung durch Stadtplanung und gemeinwesenorientierte Sozialarbeit. Das seit 1999 laufende Städtebauförderungsprogramm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt“ hat in besonderem Maße dazu beigetragen, auf die Probleme des Gemeinwesens mit einer Verbindung von stadtplanerischen und sozialen Ansätzen zu reagieren. „Die aus einer traditionell subjektbezogenen Sicht stammende Orientierung der Gemeinwesenarbeit und der ursprünglich eher (objektbezogene) baulich-investive Ansatz der Sozialen Stadt haben sich programmatisch aber immer mehr einander angenähert, und zwar in Richtung auf einen lernenden, integrativen und sozialräumlich orientierten Ansatz“.²³ Quartiermanagement und Gemeinwesenarbeit wird ein wichtiger Stellenwert für eine integ-

rierte Stadtentwicklung zugesprochen. Entscheiden ist, dass Kommunalpolitik, soziale Träger und Wohnungswirtschaft gemeinsam Stadtentwicklung betreiben und dabei die Quartierbewohner beteiligen. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Soziale Stadtentwicklung und Gemeinwesenarbeit e.V. (BAG) hat jüngst in ihrem Berliner Memorandum Handlungsempfehlungen formuliert, um zivilgesellschaftliche Netze in der sozialen Stadt zu stärken.²⁴

Kirchliches Interesse an „Stadt – Land – Raum“. Innerhalb der Kirche ist ein zunehmendes Interesse am Gemeinwesen zu entdecken, sowohl am urbanen wie am ländlichen. Bereits die 1984 erschienene Studie Menschengerechte Stadt fordert zur „humanen und ökologischen Stadterneuerung“ auf.²⁵ Die Studie beschreibt sozialetische Kriterien für eine menschengerechte Stadt²⁶ und hebt das Quartier als „Ort der Integration“ hervor.²⁷ Dabei nutzt sie in dahin noch nicht dagewesenem Maße stadtplanerische Reflexionen. – Der EKD-Text Wandeln und Gestalten zur Situation der Kirche auf dem Land greift ebenfalls auf raumplanerische Kategorien zurück.²⁸ Auf dieser Grundlage werden sieben Typen kirchlicher Entwicklung auf dem Lande beschrieben und mit fünf möglichen kirchlichen Handlungsstrategien verbunden.²⁹ Der Text reflektiert besonders die Konsequenzen, die sich aus der Verbindung der raumplanerischen Klassifikation mit den kirchlichen Strategien ergeben und bietet eine Fülle konkreter Überlegungen. Auch wenn es keine unmittelbaren Bezüge zu gemeinwesendiakonischen Strategien gibt, weist die Grundhaltung des Papiers in eine Richtung, die gerade auch im gemeinwesendiakoni-

schen Diskurs äußerst bedeutsam ist: Kirche wird als „zentrale Entwicklungsträgerin“ des geografischen Raumes verstanden.³⁰ – Ebenfalls im Jahr 2007 erschien der EKD-Text „Gott in der Stadt“. In diesem Papier reflektiert die Evangelische Kirche das Phänomen der Urbanität. „Die evangelische Kirche braucht in vielen Bereichen eine neue Aufmerksamkeit für die Stadt“.³¹ Der besondere Beitrag der Kirche für die Stadt muss dabei aus ihrem Auftrag abgeleitet werden, nicht aus den aktuellen Bedürfnissen der Stadt.³² Dazu bedarf es eines Handlungskonzepts kirchlicher Präsenz in der Stadt. Als Instrument kann eine „städtische Landkarte ‚kirchlicher Orte mit Zukunft‘“ dienen.³³ Der Text hat eine deutliche Nähe zur Stadtkirchenarbeit, hält aber auch vielfältige Hinweise bereit, die für gemeinwesendiakonische

Strategien gelten: Quartiers- und Stadtverantwortung braucht Gestaltungsbefugnisse, für die Träger-schaften auf Kirchenkreisebene sinnvoll sind.³⁴ Die Finanzierung kirchlicher Arbeit sollte nicht „in klassischer Art nach Gemeindegliedschaft erfolgen, sondern muss eine aufgabenorientierte Mittelausstattung sein, die Ziele definiert, Wirkung misst und Erfolge belohnt“.³⁵ Außerdem braucht es einen Abstimmungsprozess darüber, welche kirchlichen Gebäude weiterentwickelt oder aufgegeben werden sollen.³⁶ Diese fünf genannten Entwicklungen tragen dazu bei, dass sich ein Bewusstsein um ein gemeinwesendiakonisches Diakonieverständnis entwickeln kann.

3. Akteure

Wichtigste Akteure in der Gemeinwesendiakonie sind die Menschen im Stadtteil. Gemeinwesendiakonie unterscheidet nicht zwischen (Kirchen-),„Mitgliedern“ und (Diakonie-),„Klienten“. Auch wenn sich solche Einteilungen wohl kaum verhindern lassen werden, ist die Haltung beim gemeinwesendiakonischen Engagement zumindest eine andere: Gemeinwesenorientierung versucht der oft vorherrschenden Dominanz von Mitglieder- bzw. Klientenorientierung dadurch zu begegnen, dass die Gemeinsamkeit des Wohn- und Lebensortes in den Vordergrund gerückt wird. Differenzierungen ergeben sich aufgrund der Intensität der Beteiligung. Die umfangreiche Studie von Udo Schmälze und Mitarbeitern unterscheidet

sechs Formen der Beteiligung nach dem Grad des Involviertseins: a) Teilnahme an konkreten Angeboten, b) Annahme von Hilfe, c) Einbringen der eigenen Fähigkeiten und Ressourcen, d) Mitgestaltung, e) Ausübung von Leitungsverantwortung in einem Teilbereich und f) schließlich die Projektleitung.³⁷

Daneben gibt es eine Vielzahl institutioneller und informeller Akteure, wie beispielsweise Wohnungsgesellschaften und Bauträger, Stadtteilbüros und Quartiermanagement, Kindergärten, Kitas und all-gemeinbildende Schulen, Initiativen, Vereine und Selbsthilfegruppen. Aus dem Bereich von verfasster Kirche und organisierter Diakonie sind folgende

²² Eckpunkte des Deutschen Vereins zur sozialräumlichen Ausgestaltung kommunalen Handelns, DV 30/07 AF I, 18. Juni 2008: 6.

²³ Petra Potz/Thies, Reinhard: Zivilgesellschaftliche Netzwerke in der Sozialen Stadt stärken!, in: Raumplanung, 2010, H. 148: 11-16, S. 12.

²⁴ „Zivilgesellschaftliche Netzwerke in der Sozialen Stadt stärken!“, Berliner Memorandum, Bundesarbeitsgemeinschaft Soziale Stadtentwicklung und Gemeinwesenarbeit e.V. (BAG), Hannover 2009.

²⁵ Menschengerechte Stadt. Aufforderung zur humanen und ökologischen Stadterneuerung. Ein Beitrag der Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland für soziale Ordnung, hg. im Auftrage des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh, 1984.

²⁶ Genannt werden mitmenschliche Kommunikation, Geborgenheit, Teilhabe, Orientierung an den Schwächeren, Einbindung in die Natur, sinnliche Erfahrbarkeit, Überschaubarkeit der Lebensbereiche, Integration, S. 35-41.

²⁷ Menschengerechte Stadt, 59-63.

²⁸ Wandeln und Gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen (EKD-Texte 87), hg. vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover 2007.

²⁹ Wandeln und Gestalten, S. 22-39, S. 56-65.

³⁰ Wandeln und Gestalten, S. 71.

³¹ Gott in der Stadt. Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt (EKD-Texte 93), hg. vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover 2007, S. 43.

³² Gott in der Stadt, S. 47.

³³ Gott in der Stadt, S. 62.

³⁴ Gott in der Stadt, S. 63.

³⁵ Gott in der Stadt, S. 64.

³⁶ Gott in der Stadt, S. 62.

³⁷ Udo F. Schmälze: Menschen, die sich halten - Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum (Diakonik 6), Münster 2008, 2009, S. 518.

Akteure zu nennen:

Die Kirchengemeinden sind nicht nur über ihre Parochialstruktur, sondern noch viel mehr über ihre Mitglieder stark im Gemeinwesen verwurzelt. Es gibt ein flächendeckendes Netz von Gemeinden: „Niemand hat mehr: die meisten Filialen!“³⁸

- Die unternehmerisch ausgerichtete Diakonie ist mit ihren Einrichtungen oft in zweifacher Weise im Stadtteil präsent: Zum einen durch die zunehmende sozialräumliche Ausrichtung ihrer Einrichtungen (Stichworte: Konversion von Anstalten, Ambulantisierung), zum anderen durch die weiterhin bestehenden ‚großen‘, meist stationären Einrichtungen als Ankerprojekte im Stadtteil.
- Regionale bzw. kreiskirchliche Diakonische Werke sind mit ihren Diensten und Einrichtungen seit jeher stark vor Ort verankert. Sie schlagen wie die Kirchenkreissozialarbeit bzw. die Allgemeine Sozialarbeit der Diakonie eine wichtige Brücke zwischen professionalisierter Sozialarbeit und kirchlichem Engagement.

Bei den entstehenden Netzwerken im Stadtteil können verschiedene Netzwerktypen identifiziert werden. So unterscheidet beispielweise das „Netzwerk Soziales neu gestalten“ (SONG) bezogen auf Wohnprojekte älterer Menschen drei quartierbezogene Netzwerktypen: „Netzwerke zur Verbesserung der Lebensqualität in einer Gemeinde bzw. einem Stadtteil; Netzwerke professioneller Organisationen mit dem Ziel der Angebotsverbesserung und der Schaffung von Konkurrenzvorteilen; Netzwerke zur Verbesserung der Lebensqualität in einem Wohnprojekt und zur Integration dieses Projektes in das Versorgungsnetz der Gemeinde bzw. des Stadtteils“.³⁹ Während beim ersten Netzwerktyp das polyzent-

rische Beziehungsgeflecht des Gemeinwesens im Vordergrund steht, geht der zweite Netzwerktyp von einem zentralen Projekt aus, das sich zum Gemeinwesen hin öffnet, um dieses als weitere Ressource für das Projekt zu nutzen, aber auch eine Wirkung im Gemeinwesen erzielen will. Der dritte genannte Netzwerktyp verfolgt das Ziel eines verbesserten und aufeinander abgestimmten Dienstleistungsangebots des professionellen Anbieters. Kennzeichnend für diesen Typ ist es, dass das Netzwerk straffer und hierarchischer organisiert ist. „Hier überträgt sich die Hierarchiestruktur der beteiligten Unternehmen auf die Organisationsstruktur des Netzwerkes“.⁴⁰

Blickt man aus kirchlich-diakonischer Sicht auf die Kooperationslandschaften, lassen sich strukturell vier Arten von kirchlicher und diakonischer Kooperation unterscheiden:⁴¹

- Kooperationstyp „D+“: Kooperationen von organisierter Diakonie und weiteren Akteuren im Gemeinwesen, allerdings ohne Einbezug kirchlicher Akteure.
- Kooperationstyp „K+“: Kooperationen von verfasster Kirche und weiteren Akteuren, allerdings ohne Einbezug von Akteuren der organisierten Diakonie.
- Kooperationstyp „KD“: Kooperationen zwischen verfasster Kirche und organisierter Diakonie, allerdings ohne weitere Akteure des Gemeinwesens. Kirche und Diakonie bleiben sozusagen „gemeinsam unter sich“.
- Kooperationstyp „KD+“: Kooperationen zwischen verfasster Kirche, organisierter Diakonie und weiteren Partnern im Gemeinwesen. Im engeren Sinne können nur diese „KD+“-Typen als Gemeinwesendiakonie bezeichnet werden.

³⁸ Paul-Hermann Zellfelder: Die gesellschaftsdiakonische Bedeutung von Kirchengemeinden, in: Volker Herrmann/ Martin Horstmann (Hg.), *Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse*, Neukirchen-Vluyn 2010, 68-77: S. 71.

³⁹ *Zukunft Quartier – Lebensräume zum Älterwerden*. Themenheft 2, hg. vom Netzwerk: *Soziales neu gestalten*, Gütersloh 2010, S. 35-37.

⁴⁰ *Netzwerk Soziales neu gestalten*, S. 36.

⁴¹ Martin Horstmann/Elke Neuhausen: *Suchet der Stadt Bestes! Studie zu Erfolgsfaktoren in der Gemeinwesendiakonie. Einblicke in eine Abfrage unter gemeinwesendiakonischen Projektstandorten* (November 2008 – Januar 2009) (Texte aus dem SI), Hannover 2009, S. 6.

4. Bezüge zu aktuellen Fachprogrammatiken im Bereich der Diakonie

Wenn Gemeinwesendiakonie als eine kirchlich-diakonische Strategie verstanden wird, ist nach gemeinwesendiakonisch anschlussfähigen Handlungskonzepten zu fragen. Exemplarisch werden nun vier solcher Konzepte kurz skizziert.

„G2-Modell“ der Allgemeinen Sozialarbeit der Diakonie.⁴² Die „Allgemeine Sozialarbeit der Diakonie“ ist ein Sammelbegriff für die in den einzelnen Landeskirchen unterschiedlich bezeichnete Kirchenkreissozialarbeit.⁴³ Die Kirchenkreissozialarbeit bietet über die Einzelfallhilfe hinausgehende Beratungsangebote; im Auftrag der Kirchengemeinden, kirchlich finanziert und meist in fachlicher und organisatorischer Nähe zu den regionalen Diakonischen Werken. Zu ihrem Grundverständnis zählt die sozialräumlich orientierte Ausrichtung.⁴⁴ Vertreter der Allgemeinen Sozialarbeit der Diakonie haben 2007 ein Konzeptpapier veröffentlicht, das den sozialräumlichen Ansatz weiter entwickelt: das so genannte „G2-Modell“. Die Kirchenkreissozialarbeit soll ihr Handeln sowohl (kirchen-)gemeindeorientiert wie gemeinwesenorientiert ausrichten. Kirchenkreissozialarbeit hat dementsprechend einen doppelten Auftrag: Zum einen soll die Diakonie der Gemeinden gefördert werden, zum anderen das gemeinde- und gemeinwesenorientierte Handeln der organisierten Diakonie.⁴⁵ Das Papier bietet einen differenzierten Blick auf das Feld der Kirchenkreissozialarbeit, strukturiert es begrifflich und beschreibt konzeptionelle Eckpunkte. Unterschieden wird zwischen

basaler und projektbezogener Struktur („G2-Basisarbeit“ und „G2-Projektarbeit“). Die G2-Basisarbeit meint den „Mindestsockel an basaler Gemeinde- und Gemeinwesenarbeit im kirchlich-diakonischen Bereich“.⁴⁶ Diese muss finanziell abgesichert sein durch kirchliche Eigenmittel; eine flächendeckende Struktur ist wünschenswert. Hieran anschließend können weitere Projekte durchgeführt werden mit zusätzlichen Aufgaben, auch im Auftrag Dritter, abgesichert durch Projektfinanzierungen und Drittmitteln.

„Lebensräume zum Älterwerden“.⁴⁷ Das „Netzwerk Soziales neu gestalten (SONG)“ – bestehend aus vier diakonischen bzw. caritativen Träger der Altenhilfe, der Bank für Sozialwirtschaft und der Bertelsmann Stiftung – will über Modellprojekte, Expertise-Austausch und Forschungstätigkeiten eine gemeinwesenorientierte Weiterentwicklung der Altenhilfe vorantreiben. Gefordert wird ein Umdenken aller Beteiligten: Das SONG-Netzwerk lehnt die „herkömmliche Versorgungslogik“ ab und sieht die Lösung in unterstützenden Anreizsystemen, Stärkung von Mitverantwortung, Eigeninitiative und nachbarschaftlicher Hilfe, Förderung neuer Formen des Hilfemixes, Entwicklung lokaler Kooperationen und Gestaltung neuer quartierbezogener Pflegearrangements.⁴⁸ Hoffnung wird dabei besonders in das Zusammenwirken von Staat, Markt und informellen sozialen Netzwerken gesetzt.⁴⁹ Bei der Finanzierung

⁴² Die Rolle der Allgemeinen Sozialarbeit im Rahmen gemeinde- und gemeinwesenorientierten Handelns in der Diakonie (G2-Modell) (Diakonie Texte 9/2007), hg. vom Diakonischen Werk der EKD, Stuttgart 2007.

⁴³ Neben Kirchenkreissozialarbeit wird sie auch als Kirchliche Allgemeine Sozialarbeit, Kirchenbezirkssozialarbeit, Allgemeine Lebensberatung, Kirchliche Allgemeine Sozial- und Lebensberatung oder als Allgemeiner Grunddienst der Diakonischen Bezirke bezeichnet; vgl. G2-Modell, S. 12.

⁴⁴ G2-Modell, S. 9.

⁴⁵ G2-Modell, S. 22-28.

⁴⁶ G2-Modell, S. 31.

⁴⁷ *Lebensräume zum Älterwerden. Für ein neues Miteinander im Quartier*. Memorandum, hg. vom Netzwerk Soziales neu gestalten, Gütersloh 2009.

⁴⁸ *Lebensräume zum Älterwerden*, S. 4-5.

⁴⁹ *Lebensräume zum Älterwerden*, S. 7.

von quartiersbezogenem Sozialmanagement, Gemeinwesenarbeit und Vernetzungsleistungen bieten sich Mischfinanzierungen aus kommunalen Zuschüssen, Beiträgen der Nutzer, Quersubventionen der Träger, Eigenmittel der Wohnungswirtschaft oder der „Bürgerschaft“ an.⁵⁰ Die quartierbezogenen Netzwerkstrukturen führen zu nachweisbaren Effekten. So wird hervorgehoben, „dass (moderierte) gemeinschaftliche Aktivitäten von Bewohnern professionelle Untertstützungsleistungen zum Teil substituieren und dass die projektorientierten Modelleinrichtungen die Lebens- und Wohnqualität im Quartier verbessern können. Die SROI-Analyse belegt außerdem, dass der Hilfebedarf der Bewohner sinkt und sich damit auch die Unterstützungskosten vermindern“.⁵¹

„Wohnquartier hoch 4: Die Zukunft altersgerechter Quartiere gestalten“.⁵² Eine auf den ersten Blick ungewöhnliche Kooperation sind das Bauunternehmen Hochtief und die Diakonie Rheinland eingegangen.⁵³ Gemeinsames Interesse beider Partner ist die Suche nach altersgerechten Wohn- und Lebensformen. Eine altersgerechte Quartiergestaltung basiert auf den vier Faktoren Wohnen und Wohnumfeld; Gesundheit, Service und Pflege; Partizipation und Kommunikation; Bildung, Kunst und Kultur. Dabei sollen sowohl die Ressourcen älterer Menschen wie auch die Risiken im Alter berücksichtigt werden. Das Papier fordert dazu auf, alle gesellschaftlichen Handlungsebenen der altersgerechten Quartiergestaltung zu beachten und aufeinander ab-

zustimmen.⁵⁴ Auch diese Handlungsempfehlungen gehen von Synergieeffekten und bisher ungenutzten Ressourcen aus, die durch eine Gesamtbetrachtung der Quartiergestaltung zu heben und zu entwickeln sind.

„Enabling Community“⁵⁵ Die Evangelische Stiftung Alsterdorf und die Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin haben unter dem programmatischen Titel Enabling Community ein Positionspapier zur Weiterentwicklung der Eingliederungshilfe vorgelegt. Inspiriert von der UN-Behindertenrechtskonvention reagiert es auf die fachlichen Weiterentwicklungen und Reformen bei den Hilfen für Menschen mit Behinderung bzw. Menschen mit psychischer Erkrankung. Es will dazu anregen, die Eingliederungshilfe an der „visionären Zielperspektive einer Enabling Community zu orientieren. Eine Enabling Community ist ein Gemeinwesen, das zur rechtlichen und sozialen Inklusion seiner Bürger kontinuierlich befähigt werden muss und durch diesen Prozess zu einem Gemeinwesen werden kann, das befähigend wirkt“.⁵⁶ „Inklusion wird als eine Zielperspektive verstanden, die nicht ausschließlich einzelne Personen und ihre Selbstbestimmung und Teilhabe in den Blick nimmt, sondern in erster Linie danach fragt, welchen Beitrag Gemeinwesen bei der Einbeziehung aller in ihnen lebenden Menschen leisten können“.⁵⁷ Als leitende sozialethische Kriterien werden Personalität, Solidarität, Subsidiarität und Nachhaltigkeit genannt.⁵⁸

5. Gemeinwesendiakonie als strategischer Ansatz

Auch wenn für gemeinwesendiakonische Ansätze immer Projektfinanzierungen und Förderprogramme erforderlich sein werden, geht es doch gerade darum, den Geist der „Projektitis“ zu überwinden und langfristige und nachhaltige Strategien zu entwickeln. Die Ausführungen haben auch gezeigt, dass Gemeinwesendiakonie als ein strategischer Ansatz zu verstehen ist, nicht als Handlungskonzept. Daher sollen abschließend einige Essentials benannt werden, die für strategische gemeinwesendiakonische Entwicklungen wesentlich sind.

Gemeinwesenorientierung. Die Forderung nach einem verstärkten Zusammenwirken von Diakonie und Kirche⁵⁹ wird zunehmend gestellt, exemplarisch sei auf die Diakonie-Denkschrift Herz und Mund und Tat und Leben⁶⁰ und das Impulspapier Kirche der Freiheit⁶¹ verwiesen. Vor Ort, im Gemeinwesen, im Stadtteil, kann diese Zusammenarbeit konkret werden und gelingen. Die oft rhetorisch bekundete Zusammenarbeit von Diakonie und Kirche kann gerade über den Gemeinwesenbezug – sozusagen als gemeinsame „dritte Größe“ – praktisch gelingen und erprobt werden. „Die Stärke von Gemeinwesen liegt darin, dass sie durch ihr komplexes Gefüge von Institutionen, Organisationen und Personen ein erhebliches Inklusionspotential haben – gleichwohl sind Ressourcen vielfach verschüttet oder wichtige Netzwerke noch nicht geknüpft. Um diese Situation zu ändern, ist ein Umdenken erforderlich, durch das alle relevanten Akteure aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft sich in die Pflicht nehmen lassen. Zugleich sollen sie aber auch für sich die Chancen einer Veränderung in Hinblick auf Inklus-

sion und Teilhabe erkennen und dadurch motiviert werden, diese selbst mit zu entwickeln. [...] Durch professionelle gemeinwesenbezogene und sozialraumorientierte Handlungsansätze kann es gelingen, Gemeinwesen und ihre Akteure zu befähigen, selbst zu ‚Subjekten der Inklusion‘ zu werden. So werden zivile Solidaritäten etabliert, die inklusiv befähigend wirken“.⁶² Diakonische Dienste wie auch Kirchengemeinden brauchen daher die Fähigkeit, als Teil des Gemeinwesens, im Gemeinwesen für das Gemeinwesen handeln zu können.

Kooperationen. Ein bedeutender Aspekt der Gemeinwesendiakonie liegt in den entstehenden Kooperationsstrukturen und -kulturen. Kooperationen dürfen allerdings nicht als Gebietsabsprachen oder Konfessionskartelle missverstanden werden: „Gemeinwesendiakonie will daher nicht nur Dienstleistungen wie Familienzentren oder Stadtteilcafés anbieten oder wie in der Quartierspflege Versorgungsstrukturen optimieren, sondern neue Zugänge eröffnen, Ressourcen entdecken und Menschen ermutigen“.⁶³ Kooperationen werden so auch zu neuen Verbänden und Trägerstrukturen führen. Das bedeutet für Kirche und Diakonie „vorhandene Rollenmuster im lokalen Netzwerk neu zu definieren und wahrzunehmen“.⁶⁴ Aber es braucht auch eine realistische Reflexion, wann Kooperationen sinnvoll sind (und wann nicht), wie die Bedingungen der Kooperation aussehen (mit wem wird kooperiert – und mit wem nicht?) und welche Kompetenzen benötigt werden, um überhaupt kooperationsfähig zu sein. Kooperieren muss nicht immer sinnvoll sein. Und nur weil Kirche und Diakonie vielfältige Kooperationen

⁵⁰ Lebensräume zum Älterwerden, S. 6.

⁵¹ Lebensräume zum Älterwerden, S. 7. SROI steht für „Social Return on Investment“.

⁵² Wohnquartier4: Die Zukunft altersgerechter Quartiere gestalten, hg. von HOCHTIEF Construction AG, Evangelischer Verband für Altenarbeit – Fachverband im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland und Evangelisches Erwachsenenbildungswerk Nordrhein.

⁵³ Genauer: der Evangelische Verband für Altenarbeit im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland. Mittlerweile ist der neu entstandene Diakonie-Landesverband Rheinland-Westfalen-Lippe Kooperationspartner.

⁵⁴ Wohnquartier4, S. 13.

⁵⁵ Enabling Community, siehe Fußnote 8.

⁵⁶ Enabling Community, S. 3.

⁵⁷ Enabling Community, S. 3.

⁵⁸ Enabling Community, S. 16.

⁵⁹ Handlungsoption Gemeinwesendiakonie, S. 27.

⁶⁰ Herz und Mund und Tat und Leben, S. 67.

⁶¹ Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, hg. vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover 2006, S. 81.

⁶² Theodorus Maas/Claudia Ganten: Inklusion durch befähigende Gemeinwesen,

http://www.enabling-community.de/fileadmin/user_upload/Inklusion_durch_befaeahigende_Gemeinwesen_Artikel.pdf (aufgerufen am 15.12.2009), 2009, S. 1.

⁶³ „Kirche mittendrin“ Kriterien zum Aufbau von Gemeinwesendiakonie-Projekten, <http://www.gemeinwesendiakonie.de/grundlagen.htm>.

⁶⁴ Reinhard Thies: Integrierte Angebote brauchen einen Ort – die Idee lokaler Zentren, in: Stefan Gillich (Hg.): Nachbarschaften und Stadtteile im Umbruch (Beiträge aus der Arbeit des Burckhardtshauses 13), Gelnhausen 2007, 96-111, S. 111.

eingehen, heißt dies noch nicht, dass sie auch tatsächlich gut kooperieren können.

Querschnittförmigkeit. Das Potenzial der Gemeinwesendiakonie liegt gerade darin, dass sie quer zu den fachlichen Strukturen liegt. Sie bedeutet daher die Abkehr von der Problemorientierung, der zielgruppenspezifischen Angebotsorientierung und der Versäulung der sozialen Dienste. Doch dies darf nicht missverstanden werden als Aufruf zur Abschaffung einzelner Fachdienste oder ganzer fachlicher Strukturen. Gemeinwesendiakonische Ansätze können eine Regelversorgung oder staatliche Sozialleistungen in keinster Weise ersetzen. Allerdings bleibt die Gemeinwesendiakonie nicht folgenlos für das Selbstverständnis und die Strukturen verbandlicher Diakonie. Es sollte das Ziel in der Einzelfallhilfe sein, ihre Strukturen anschlussfähig an die Gemeinwesendiakonie zu machen, ebenso wie das gemeinwesendiakonische Engagement bestehende Fachstrukturen einbeziehen und wertschätzen sollte.

Personenbezogener Ansatz. Der Begriff Gemeinwesenorientierung kann dazu verleiten, dass unter strategischen Gesichtspunkten nur noch die Stadtteile und Sozialräume im Blick sind und weniger die in ihnen lebenden, handelnden und gestaltenden Personen. Bei aller Betonung des Raumes ist eine Sozialraumorientierung ein hochgradig personenbezogenes Konzept.⁶⁵ Dies bezieht sich sowohl auf die Menschen, die im Stadtteil leben, mit all ihren Anliegen und Interessen, als auch auf die professionell Tätigen. Gemeinwesendiakonie funktioniert nicht ohne Menschen, die initiativ, gestalterisch und ihn einem gewissen Sinne auch unternehmerisch (Stichwort „Entrepreneurship“⁶⁶) tätig sind.

Diakonieverständnis. „Angesagt ist für eine an Stadtentwicklung beteiligte Diakonie ein etwas anderes Diakonieverständnis. Nicht mehr nur stark für andere, sondern stark mit anderen, von einem helfend fürsorgerischen, seelsorgerlichen, anwaltlichen Konzept hin zu einem solidarisch-partizipativ-gemeinschaftlichen. Stark für andere führt zu einer Aufspaltung in Subjekt und Objekt der Diakonie; sie hilft, tröstet, agiert für die anderen und bleibt damit distanziert gegenüber diesen anderen, denn sie sind ja die anderen, denen geholfen wird“.⁶⁷ Gemeinwesendiakonisches Engagement entwickelt sich neben und – hoffentlich – mit anderen Diakonieförmigkeiten, -ansätzen und -verständnissen. An dieser Stelle muss allerdings auf ein sich hartnäckig haltendes Missverständnis hingewiesen werden, nämlich dass die Diakonie aus den Kirchengemeinden ausgewandert sei und nun – endlich – wieder an ihren originären Ort zurückfinde. Doch die Kritiker dieser „Auswanderungs-These“ weisen zurecht darauf hin, dass das diakonische Engagement in Kirchengemeinden faktisch recht gering gewesen ist; die Einrichtungen der organisierten Diakonie haben mit ihrer Expansion etwas Neues geschaffen, was vorher nicht in Kirchengemeinden vorzufinden war.⁶⁸ Es hat sich eine eigene diakonische Struktur neben der verfassten Kirche etabliert, eben eine „kirchliche Zweitstruktur“⁶⁹, losgelöst von den Handlungslogiken kirch(engemeind)licher Diakonie. Dieser Hintergrund ist von zentraler Bedeutung für das Diakonieverständnis der Gemeinwesendiakonie: Gemeinwesendiakonie entsteht nicht dadurch, dass diakonische Einrichtungen und Unternehmen der Kirchengemeinde wieder etwas zurückgeben, das ursprünglich bei ihnen lag. Gemeinwesendiakonie entsteht durch eine neue, sich erst entwickelnde Kooperationskultur von verfasster

Kirche und organisierter Diakonie. In dieser Form gab es sie noch nicht. Schließlich sollte eine diakonische Gemeinwesenorientierung auch „die Existenz einer spirituellen Ökonomie einbeziehen, das heißt die Überzeugung, dass die Menschheit nicht allein durch Geld- und Warenkreisläufe existiert, sondern auch durch spirituelle Lebensmittel wie das heilende

Wort, Vertrauen, Nächstenliebe, Engagement. Das Rechnen mit solchen Ökonomien nichtverrechenbarer Kraft der Solidarität und der Beziehung in Familie, Freundschaft und Nachbarschaft ist die Basis aller Aktivierung und Partizipationsprozesse vor Ort“.⁷⁰

Martin Horstmann

Martin Horstmann

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD (SI) in Hannover

⁶⁵ Vgl. Wolfgang Hinte: Geschichte, Quelle und Prinzipien des Fachkonzepts „Sozialraumorientierung“, in: Wolfgang Budde/Frank Früchtel/ders. (Hg.): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis, Weinheim, 7-26, S. 11.

⁶⁶ Vgl. Horstmann/Neuhausen: Mutig mittendrin, S. 13-16, 22, 34, 35-36, 43.

⁶⁷ Hans-Jürgen Benedict: Strategischer Handlungsbedarf für die Diakonie, in: Soziale Stadt. Entwicklung und Chancen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene in benachteiligten Stadtvierteln, (Diakonie-Dokumentation 08/2002), Stuttgart 2002, 74-77, S. 74.

⁶⁸ Johannes Degen: Freiheit und Profil. Wandlungen der Hilfekultur – Plädoyer für eine zukunftsfähige Diakonie (Leiten Lenken Gestalten 13), Gütersloh 2003: 152; Hans-Jürgen Benedict: Gemeinwesenorientierte Diakonie, in: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hg.): Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse, Neukirchen-Vluyn 2010, 48-58: 56.

⁶⁹ Vgl. Jochen-Christoph Kaiser: Sozialer Protestantismus als kirchliche ‚Zweitstruktur‘. Entstehungskontext und Entwicklungslinien der Inneren Mission, in: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hg.): Studienbuch Diakonik, Band 2, Neukirchen-Vluyn 2006, 22008 259-279.

⁷⁰ Hans-Jürgen Benedict: Suchet der Stadt Bestes – Zur theologischen Grundlegung gemeinwesenorientierter Arbeit von Kirchengemeinden, in: Ders.: Barmherzigkeit und Diakonie. Von der rettenden Liebe zum gelingenden Leben, Stuttgart 2008.

Praxisforum

Kinder, Jugend und Familie

„Kein Kind darf verloren gehen“

Situation von Kindern, Jugendlichen und Familie

In Rheinland-Pfalz lebten im Jahr 2010 rund 4 Millionen Menschen – davon immer weniger Kinder und Jugendliche. Die Zahl ist seit dem Jahr 2000 um 11% auf 654.000 gesunken.

- Gleichzeitig leben diese Kinder und Jugendliche in immer unterschiedlicheren Familienkonstellationen. In Rheinland-Pfalz werden 109.000 Kinder und Jugendliche – das heißt jede/r 6. Minderjährige – von Alleinerziehenden betreut. Das ist seit dem Jahr 2000 ein Anstieg um 24%. Nach wie vor werden Kinder alleinerziehender Eltern wesentlich häufiger von ihrer Mutter betreut (85%).¹
- Rund 38.000 Kinder wurden 2010 in nichtehelichen oder gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften versorgt. Das sind rund 41% mehr als im Jahr 2000. Insgesamt leben immer weniger minderjährige Kinder bei verheirateten Eltern. Während im Jahr 2000 noch 621.000 bei Vater und Mutter wohnten, traf dies im Jahr 2010 nur noch auf 507.000 zu (minus 18%).²
- Das monatliche Nettoeinkommen lag 2010 etwa bei jeder zehnten Familie in Rheinland-Pfalz (9,8 Prozent) unter 1.300 Euro. Vor allem Alleinerziehende sind oft besonderen finanziellen Belastungen ausgesetzt. Während 31,3 Prozent aller Alleinerziehenden mit einem Einkommen von unter 1.300 Euro auskommen mussten, lag der entsprechende Anteil bei Ehepaaren mit Kindern nur bei 3,2 Prozent.³
- Insgesamt lebten im vergangenen Jahr 28 Prozent der Kinder Alleinerziehender in Haushalten, in denen der Lebensunterhalt überwiegend aus Transferleistungen bestritten wurde. Hierzu zählten beispielsweise Arbeitslosengeld I, Leistungen nach Hartz IV oder auch zum Beispiel Elterngeld, Wohngeld sowie Leistungen nach dem BAföG.⁴

- Die Chance auf ein gutes Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen ist in Rheinland-Pfalz sehr unterschiedlich verteilt. Ob sie in Pirmasens oder im Landkreis Mainz-Bingen geboren werden, beeinträchtigt diese Chance um fast 100% zum Negativen oder Positiven!⁵

Was bedeutet dies alles für Kirche und Diakonie?

- Der demographische Wandel macht auch vor uns nicht Halt. Unsere Kirche wird immer älter – aber „Leben in die Bude“ bringen die Jungen. Was tun wir, um für sie interessant zu sein? Sind wir bereit in Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit zu investieren?
- Heutige Familien sind oft anders als wir es gewöhnt sind. Passen unsere Angebote zu den Bedürfnissen und Lebenslagen heutiger Familien? Sind wir flexibel und einladend?
- Immer mehr Familien sind finanziell nicht so üppig ausgestattet. Sie wünschen sich von Kirche und Diakonie vor allem, dass sie ganz konkret etwas für ihre Kinder tun: „Nachhilfeangebote von Kirchengemeinden, Fahrdienste in der Ferienzeit und Musikunterricht. „Kirche könnte auch mal einen Sportverein übernehmen oder einen Turnanzug sponsern.“⁶ Merkt man unseren Angeboten an, dass sie für alle Familien offen sein wollen?
- Alleinerziehende Mütter gibt es in allen unseren Gemeinden. Sie haben es oft besonders schwer, den Alltag zwischen Beruf, Kindern und eigenen Bedürfnissen zu gestalten. Und sie haben im Schnitt dafür sehr wenig Ressourcen. Das bedingt viele Folgeprobleme. Hier ist Gemeindediakonie gefragt!

Ressourcen sind auch in den Gemeinden sehr unterschiedlich verteilt. Wissen wir in welcher Region

¹⁻⁴ Statistisches Landesamt Rheinland-Pfalz, Mikrozensus 2010, www.statistik.rlp.de

⁵ 1. Kinder- und Jugendbericht Rheinland-Pfalz, Hrsg. Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur, 2010

⁶ EKD-Studie „Armut in ländlichen Räumen“, Sozialwissenschaftliches Institut der EKD Marlis Winkler und Renate Giesler, www.si-ekd.de

was gebraucht wird? Sind wir solidarisch, damit ein gerechtes Aufwachsen für möglichst viele Kinder,

Jugendlichen und Familien gewährleistet werden kann?

Pfarrer Albrecht Bähr

Pfarrer Albrecht Bähr | Landespfarrer für Diakonie
Diakonisches Werk Pfalz
Karmeliterstraße 20 | 67346 Speyer
Telefon: +49 62 32 66 41 52
www.diakonie-pfalz.de

Raus aus der Isolation

Familienarbeit im Kirchenbezirk Neustadt: Unterstützung für alleinerziehende Frauen

Wo finde ich ein offenes Ohr? Wem kann ich mich anvertrauen? „Das war meine Frage, als unsere Familie sich veränderte. Unsere Ehe brach auseinander und ich stand mit den Kindern alleine da. Für meinen Mann ist sicher, dass ich an allem schuld bin, auch daran, dass er mich schlug. Ich begann mich zu ducken und achtete darauf, dass wenigstens die Kinder nichts merkten. Ich schämte mich und kam bald selbst zu der Überzeugung, dass ich wirklich selbst schuld bin. Mein Selbstvertrauen schrumpfte und ich hatte kaum noch Kontakte. So hat auch niemand gemerkt, wie es mir geht“, erzählt Jenny S. Sie und viele andere Frauen in ähnlicher Situation haben Hilfe gefunden: in einer Gruppe für alleinerziehende Frauen, die vom Protestantischen Kirchenbezirk Neustadt angeboten wird. Die Gruppe wurde 2005 ins Leben gerufen und gehört zum Angebot der Familienarbeit im Kirchenbezirk. Familien in ihren unterschiedlichen Lebensphasen werden dabei gefördert, begleitet und angeregt.

Die vierzehntägigen Treffen der Gruppe für alleinerziehende Frauen finden in einem Gemeinderaum statt, der vom Bahnhof aus auch mit Kinderwagen gut zu erreichen ist. Während der Treffen werden

die Kinder in einem Nebenraum von einer Erzieherin betreut, die ein offenes Ohr für ihre besondere Situation hat. „Die Kinder brauchen eine professionelle Begleitung, die ihre Signale und Äußerungen versteht und darauf eingehen kann. Das können Ehrenamtliche beim besten Willen nicht leisten“, erzählt Diakonin Christa Rieger.

Die Idee zu dieser Gruppe entstand, weil für alleinerziehende Frauen eine Möglichkeit fehlte, miteinander in Kontakt zu kommen. Ihre Gesprächsthemen unterscheiden sich häufig von denen aus Zweierfamilien: Unterhalt, Umgangsrecht, betreuter Umgang bei vorheriger Gewalt, finanzielle Nöte und Sorgen. Die Frauen in der Gruppe tauschen ihre Erfahrungen aus, machen sich Mut und gestalten miteinander auch die Freizeit.

In enger Zusammenarbeit mit verschiedenen Beratungsstellen wird auch weiterführende Hilfe vermittelt. „Die Frauen unterstützen sich gegenseitig. Diese Selbsthilfe ist auf einem sehr hohen fachlichen Niveau, die Frauen besitzen zum Teil Expertenwissen“, berichtet Christa Rieger. Wenn nötig, begleitet sie die Frauen auch zur Polizei – wenn Stalking oder

Gewalt im Spiel sind – zum Jugendamt oder zum Gericht. „Letztlich geht es in der Selbsthilfegruppe darum, sich gegenseitig zu stärken und Belastendes gemeinsam zu tragen. Wir weinen, aber wir lachen auch viel. Humor ist auch eine Hilfe in solch einer belastenden Situation“, erklärt Diakonin Rieger. Ganz praktisch wird die Hilfe, wenn themenbezogen FachreferentInnen eingeladen werden. So hat eine Kommunikationstrainerin mit den Frauen geübt, wie sie die schwierigen Gespräche bei Trennung und Scheidung gut gestalten und mit dem Vater der Kin-

der besser kommunizieren können. Bei allgemeinen Fragen zum Umgangsrecht und Unterhalt gibt eine Rechtsanwältin Auskunft.

„Mir und meinen Kindern tut es gut, dass es diese gegenseitige Unterstützung gibt und ich Frauen treffe, die ähnliche aber manchmal auch ganz andere Erfahrungen gemacht haben wie ich. Für mich ist wichtig: Alles was wir hier besprechen, bleibt unter uns. Nichts wird nach außen getragen.“, sagt Jenny S.

Diakonin Christa Rieger

Gruppe für alleinerziehende Frauen im Dekanat Neustadt

Telefon: +49 63 27 42 25

<http://www.dekanat-nw.de> | christa.rieger@evkirchepfalz.de

„Wir sind Kirche“

Protestantische Kindertagesstätte Betzenberg als Nachbarschaftszentrum

„Kindertagesstätten sind ein Fenster in den Sozialraum und damit eine große Chance für die Kirche“, sagt Nadja Kocher, Leiterin der Kindertagesstätte Betzenberg in Kaiserslautern. Schon seit 1994 setzen viele evangelische Kindertagesstätten das Konzept „Kindergarten als Nachbarschaftszentrum in der Gemeinde“ mit großem Erfolg um. Die Kita Betzenberg ist eine davon. Hier werden in vier Gruppen 100 Kinder im Alter von zwei bis sechs Jahren betreut. Neben der qualifizierten Betreuung und Förderung der Kinder in der Einrichtung gehören der Kontakt zu den Familien und die Begleitung der Familienangehörigen mit ihren Erziehungs- und Alltagsfragen zum Profil der Einrichtung.

Im Wohngebiet, das abgegrenzt vom Stadtzentrum am Waldrand liegt, leben ganz unterschiedliche Menschen: mit und ohne Migrationshintergrund,

quer durch alle sozialen Milieus und Altersgruppen, in Miete oder in Eigentumswohnungen, in Wohnblocks und Einfamilienbungalows.

Ziel war und ist es, attraktive sozialraumorientierte – also maßgeschneiderte – Angebote für die Menschen zu schaffen, die hier leben. Der Kontakt zur Kirchengemeinde sollte intensiviert werden, „Kirche“ positiver wahrgenommen werden. „Das ist uns gelungen“, resümiert Nadja Kocher. „Kirche ist für unsere Eltern nicht nur der Raum Kirche, sondern die Gemeinschaft. Wir sind Kirche und die Menschen nehmen uns auch so wahr. Sie wissen, was Kirche leistet.“

Damit solch ein Projekt gelingen kann, müssen alle Beteiligten an einem Strang ziehen. So vernetzten sich in einem ersten Schritt zunächst alle Akteure

aus Diakonie und verfasster Kirche. Danach wurden weitere wichtige außerkirchliche Partner einbezogen. Heute kann das Nachbarschaftszentrum auf die Ressourcen eines dichten Netzwerkes zurückgreifen. Beteiligt sind die evangelische Kindertagesstätte, die evangelische Familienbildung, die Erziehungsberatungsstelle, die Sozialberatungsstelle des Diakonischen Werkes, der evangelische Gemeindedienst, der gemeindepädagogische Dienst, die ökumenische Sozialstation, die protestantische Jugendzentrale, die PfarrerInnen und das Dekanat, Freiwillige aus Kita, Eltern-Kind-Gruppenleitungen, Kindergottesdienst, Presbyterium und der Kinder- und Jugendarbeit. Schulen, Vereine und andere Beratungseinrichtungen werden nach und nach mit in die Arbeit einbezogen.

„Zuerst war es wichtig, sich kennenzulernen, voneinander zu erfahren, wer was anbietet. Danach wurde der Bedarf analysiert, was fehlt, und dann erst geplant, welche Angebote umgesetzt werden sollen“, erklärt Nadja Kocher. Zudem sei es unbedingt erforderlich, die verfügbaren Ressourcen wie Personal, Raum und Geld genau zu benennen, Kompetenzen zu verteilen und exakte Projektzeiträume festzulegen. „Die Steuerung des Projekts braucht verlässliche Personalkapazitäten. Die Kita hat hier eine zentrale Funktion, da sie die Schnittstelle ist und alle kennt“, berichtet die Kita-Leiterin von ihren Erfahrungen. Zahlreiche Angebote sind mittlerweile entstanden. Sie finden sowohl in den Räumen der Kita als auch im Gemeindezentrum statt: Elternangebote wie

Elternfrühstück, Erziehungskurs, Feste, eine Gruppe für Aussiedlerinnen, für Alleinerziehende und eine Sportgruppe, eine Eltern-Kind-Gruppe. Flohmarkt und Tauschbörse haben sich etabliert. Die Räume können auch für Familienfeste genutzt werden. Weitere Angebote sind die „Mahlzeit“ für Familien – ein Familientreff mit Abendessen und Kinderbetreuung, Familientage und Ferienangebote für Familien sowie Angebote mit der Kirchengemeinde wie Familiengottesdienst, Taufe oder Tauferinnerung.

Auf großes Interesse stößt auch das breite Beratungsangebot von der Erziehungsberatung über die Lebensberatung bis hin zur Logopädie. „Die Menschen nutzen das intensiv. Die Wege sind kurz und die Hemmschwelle viel geringer als bei Angeboten, die gezielt etwa in der Stadt aufgesucht werden müssen. Hier kann ich zum Beispiel Eltern ermuntern, indem ich sage: ‚Morgen kommt ein Berater zu uns. Wollen wir gemeinsam hingehen?‘ Und dann machen wir das. Die Menschen vertrauen uns“, berichtet Nadja Kocher.

Eine regelmäßige Qualitätssicherung und Überprüfung des Bedarfs ist unerlässlich. Es haben sich gute Kontakte zwischen ehemals „Kirchenfernen“ aus dem Wohngebiet und der Kirchengemeinde entwickelt. Menschen aller Altersgruppen schätzen die bedarfsgerechten Angebote „der Kirche“ sehr. Diakonie, Kita und Gemeinde werden von außen als „die Kirche“ gesehen – und auch von den Akteuren so gelebt.

Protestantische Kindertagesstätte Betzenberg
Kantstraße 91 | 67663 Kaiserslautern
Telefon: +49 631 24 46 7 | Telefax: +49 631 30 37 19 1
www.kita-betzenberg.de | info@kita-betzenberg.de

Wo Hilfe durch den Magen geht

Haus der Diakonie/Mehrgenerationenhaus Ludwigshafen unterstützt Familien

Ayse isst hier. Mustafa auch. Melanie schmatzt neben Julian. Manchmal kommt auch eine ganze Klasse aus der Grundschule in der Nachbarschaft zum Kindermittagstisch in die Falkenstraße 19 nach Ludwigshafen. Hier bieten das Haus der Diakonie und das Mehrgenerationenhaus unter einem Dach eine breite soziale Infrastruktur für Familien. Professionelle Beratung einerseits und praktische Hilfe sowie Freizeitbeschäftigung andererseits sind hier an einem Ort eng verzahnt.

Hilfe geht auch durch den Magen, weiß Thomas Wagner, der Regionalbeauftragte des Hauses der Diakonie und Koordinator des Mehrgenerationenhauses Ludwigshafen. Und so ist der Kindermittagstisch ein Angebot ganz nach seinem Geschmack – und dem der Kinder natürlich. Das Angebot wird so gut angenommen, dass es demnächst dreimal wöchentlich statt bislang zweimal pro Woche stattfinden soll. 13 ehrenamtliche Mitarbeiter sorgen dafür, dass kein Teller leer bleibt. Gekocht wird frisch und vollwertig – und ohne Schweinefleisch. „Solche niedrigschwellige Angebote sind zunächst einmal eine praktische Hilfe im Alltag. Darüber hinaus aber finden Betroffene über solche Angebote auch den Zugang zu professioneller Beratung in unserem Haus. Und umgekehrt können unsere Mitarbeiter auf diese konkreten Hilfsangebote verweisen. Diese Brücke funktioniert in beide Richtungen“, erklärt Wagner das Konzept. Die Schnittmenge der Menschen, die einerseits Beratungsangebote in Anspruch nehmen und andererseits die unbürokratische und schnelle praktische Unterstützung – zum Beispiel durch den Kindermittagstisch, die Kinderkleiderkammer oder die Hausaufgabenbetreuung – ist sehr groß. „Schnell zum Hörer greifen zu können und Hilfe zu vermitteln, wenn’s brennt, ist auch für uns als Berater eine große Erleichterung“, sagt Sozialarbeiterin Suse Schniz-Beck.

„Was waren wir froh, als wir in bei den Minustempe-

raturen, die nach relativ milden Wochen doch noch kamen, ausreichend Winterjacken in der Kinderkleiderkammer hatten“, berichtet Wagner. Die Kinderkleiderkammer „Fliegenpilz“ hat erst vor wenigen Monaten ihre Türen geöffnet und ist doch schon ein Renner. Bewusst hat man Räume am nahe gelegenen und belebten Goerdeler Platz dafür angemietet und auf eine helle und freundliche Gestaltung und Einrichtung Wert gelegt. „Wir möchten die Schambarriere so niedrig wie möglich halten. Wer geht schon gern in eine Kleiderkammer? Wir möchten es den Menschen einfach machen, diesen Schritt zu wagen“, sagt Wagner. Dreimal pro Woche können Familien im „Fliegenpilz“ stöbern und Kinderkleidung gegen einen geringen Unkostenbeitrag aussuchen. Auf eine Bedürftigkeitsprüfung wird verzichtet. Die Hilfsangebote sind grundsätzlich überkonfessionell ausgerichtet. So hängen in den Räumen zum Beispiel keine Kreuze, es wird auch nicht vor dem Mittagessen gebetet. „Die Menschen nehmen wahr, was wir tun und es wird sehr wohl deutlich, was wir als Diakonie für das Gemeinwesen leisten. Kirche wird auf diese Art und Weise sichtbar. Das ist nicht zu unterschätzen“, sagt Wagner.

Für die Kinderkleiderkammer gibt es einen finanziellen Zuschuss der Stadt Ludwigshafen. Aber sonst ist Wagner bei der Finanzierung der Kleiderkammer und des Kindermittagstisches auf Spenden und die Arbeit der Ehrenamtlichen angewiesen. „Die Vorstellung, Ehrenamtsarbeit sei für die Träger völlig kostenfrei, ist aber ein weitverbreiteter Irrtum und ein Trugschluss. Um Ehrenamtliche zu gewinnen müssen wir massiv Öffentlichkeitsarbeit betreiben und die eine oder andere Klinkle putzen“, sagt der Regionalbeauftragte. Zudem müsse die Arbeit der Ehrenamtlichen ständig fachlich begleitet werden. „Es dauert einfach, bis das ein Selbstläufer wird und ist auch mit der einen oder anderen Enttäuschung verbunden. Aber es ist sehr schön, wenn man sieht, dass es klappt.“

Thomas Wagner | Regionalbeauftragter Haus der Diakonie Ludwigshafen
Koordinator Mehrgenerationenhaus
Falkenstraße 17-19 | 67063 Ludwigshafen | Telefon: +49 621 52 04 4-10 | Telefax: +49 621 52 04 4-69
www.diakonie-pfalz.de | www.mehrgenerationenhaeuser.de | thomas.wagner@diakonie-pfalz.de

Raum für Erfolgserlebnisse

Jugendraum „Quo Vadis“ Landstuhl setzt auf offene Jugendarbeit

„Wir holen die Kids da ab, wo sie stehen. Noch wörtlicher als wir kann man diesen Satz gar nicht nehmen“, sagt Tobias Comperl, Sozialarbeiter im Jugendraum „Quo Vadis“ in Landstuhl. Mitten im Stadtzentrum hat der Jugendraum seine Türen für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene geöffnet – und holt sie damit von der Straße. „Wenn es diese Form der offenen Jugendarbeit nicht gäbe, dann säßen sie am Bahnhof oder vor dem Supermarkt und würden trinken.“

„Quo Vadis“ ist ein Gemeinschaftsprojekt des Protestantischen Dekanats Homburg, der Protestantischen Kirchengemeinde Landstuhl und des Landesjugendpfarramts der Evangelischen Jugend der Pfalz.

Der Jugendraum besteht seit 1996 und ist ein offener Treffpunkt für alle jungen Menschen, gleich welcher Herkunft und welcher Religion sie angehören. Dabei lernen Jugendliche sich gegenseitig kennen, verbringen ihre Freizeit gemeinsam und nehmen an Angeboten und Aktivitäten teil. Weiterhin haben sie die Möglichkeit eine ihrer Lebenssituation entsprechende, gezielte Beratung und Unterstützung zu erhalten.

Bei der Namensfindung vor 14 Jahren ist bewusst eine Verbindung zwischen dem Namen „Quo Vadis“ und dem professionellen Konzept im Jugendraum hergestellt worden. Quo Vadis bedeutet „Wo gehst du hin?“, „Wohin geht dein Weg?“. Das ist zugleich der Ausgangs- und Ansatzpunkt der Sozialen Arbeit im Jugendraum. „Je offener ein Angebot ist, desto mehr Leute spricht es an. Je mehr man die Jugendlichen in Ruhe lässt, desto eher kommen sie. Offene Jugendarbeit heißt: Wir bieten Räume an und schauen dann, was passiert“, erklärt Comperl das Konzept. „Quo Vadis“ bietet vier Räume auf 150 Quadratmetern – mit Billardtisch und Kicker, Küche und Bartresen, einer gemütliche Couchecke als Rückzugsmög-

lichkeit, Internetstation und Tonstudio. Natürlich gibt es darüber hinaus Freizeitangebote – aber die werden gemeinsam mit den Besuchern entwickelt. Das Konzept geht auf: Die Jugendlichen identifizieren sich mit ihrem Raum, übernehmen von sich aus Verantwortung – und greifen auch selbst zu Farbe und Pinsel. „Es war schon erstaunlich zu sehen, mit welcher Begeisterung die harten Jungs weiße Schmetterlinge auf die lila Wand der Mädchentoilette gepinselt haben“, erzählt Comperl. Erfolgserlebnisse sind für diese Jugendlichen sonst „unglaublich selten“. Hier aber machen sie die Erfahrung, etwas erreichen zu können, zum Beispiel einen Song im Tonstudio fertigzustellen und dabei auch die eine oder andere Hürde zu überwinden.

30 Jugendliche besuchen den Jugendraum täglich, weitere 70 unregelmäßig. „Quo Vadis“ richtet sich an Kinder und Jugendliche im Alter von 9 bis 25 Jahren. Im Rahmen der Jugendsozialarbeit wird auch Einzelfallhilfe angeboten. „Kulturelle Unterschiede spielen bei uns in der Praxis keine Rolle. Die Jugendlichen gehen ganz offen miteinander um. Sie zeigen Interesse an unterschiedlichen Kulturen“, sagt Comperl. Seit Januar 2012 ist der Jugendraum auch einer von bundesweit zehn Kooperationspartner des Projekts „TANDEM-Vielfalt gestalten! Evangelische Jugend in Kooperation mit Migrant(inn)enorganisationen“ der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland (aej). Ziel dabei ist es, durch gemeinsame Angebote der Evangelischen Jugend und der Migrant(inn)enorganisationen (Tandems) Kindern und Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft den wertschätzenden Umgang mit gesellschaftlicher Vielfalt und Möglichkeiten der gesellschaftlichen Mitbestimmung und Mitgestaltung zu vermitteln.

Die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen, die aus problematischen wirtschaftlichen oder sozialen Verhältnissen stammen, wirkt auch in die Familien und das Umfeld zurück. Wenn Tobias Comperl um

20 Uhr die Türen des Jugendraums schließt, spielen oft noch kleinere Kinder allein auf der Straße. Es sind seine „Quo-Vadis-Kids“, die sich verantwortlich

fühlen und die Jüngeren dann an die Hand nehmen: „Komm“, wir bringen dich nach Hause!“

Jugendraum „Quo Vadis“

Am Rathaus 12 (Seiteneingang) | 66849 Landstuhl

Telefon: +49 63 71 60 01 6 | Telefax: +49 63 71 61 95 99

www.jugendcafe-quo-vadis.de | jugendraum.quo.vadis@googlemail.com

„Hoher Kommunikationsbedarf“

Evangelische Kinder-, Jugend- und Familienhilfe Schmiedel arbeitet mit Kirchenkreis zusammen

Seit 1850 ist der Verein der Schmiedelanstalten auf dem Hunsrück aktiv, heute unterhält er zwei Geschäftsbereiche – Behinderten- und Jugendhilfe – und ist alleiniger Gesellschafter einer gGmbH der Jugendberufshilfe. Der Bereich Jugendhilfe ist der größte Geschäftsbereich. Die Evangelische Kinder-, Jugend- und Familienhilfe Schmiedel (KJF Schmiedel) unterstützt Familien, die Hilfe benötigen. Von der vollstationären Wohngruppe über die ambulante Betreuung bis zu individuellen Einzelmaßnahmen hält die diakonische Einrichtung das passende Angebot für jede familiäre Situation bereit. „Unser Ziel ist es, das gesamte System Familie einzubeziehen und zu aktivieren“, erläutert die Geschäftsbereichsleiterin Hella Ralfs-Horeis.

Sie stellt zwei Beispiele der Zusammenarbeit einer Jugendhilfeeinrichtung vor, die im Rahmen des SGB VIII und der kirchlichen Gemeinwesenarbeit finanziert werden.

Die Stadt Simmern wollte vor drei Jahren eine aufsuchende Sozialarbeit einführen, um das Problem auffälliger Jugendgruppen im Stadtgebiet zu verbessern. Im niederschweligen Bereich unterhält der

Kirchenkreis Simmern-Trarbach und die Kirchengemeinde Simmern seit langem das offene Angebot Jugendcafé, das aber unter Besucherschwund leidet. „Die KJF Schmiedel ist im Sozialraum der Verbandsgemeinde Simmern an allen Schulen tätig. Gemeinsam wurde ein Konzept erarbeitet und dem Stadtrat vorgestellt, es geht vor allem auch um Synergieeffekte und Kostendämpfung“, erklärt Ralfs-Horeis. Das Konzept erhielt den Zuschlag und wird seitdem umgesetzt. Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass die Präsenz auffälliger Jugendgruppen tatsächlich zurückgegangen ist. Es wurde ein zusätzliches Raumangebot geschaffen. Auch das Jugendcafé spürt positive Effekte: Seitdem es sein Angebot verändert hat, wird es besser aufgesucht. Aber auch die Probleme werden nicht verschwiegen: „Die verschiedenen Sichtweisen einer Einrichtung, die Hilfe gerade auch in besonders schweren Fällen bietet, und einer offenen Einrichtung führen immer wieder zu verschiedenen Auffassungen über die Arbeit mit den Jugendlichen. Hier besteht ein hoher Kommunikationsbedarf“, verdeutlicht Ralfs-Horeis.

Ein weiteres Beispiel ist die Zusammenarbeit mit der Evangelischen Frauenhilfe. Seit zwei Jahren bietet

die KJF Schmiedel im Rahmen eines Familien- und Elternzentrums (FEZ) eine stationäre Unterbringung für Mütter, Väter und Kinder an. Seit langem unterstützt die Evangelische Frauenhilfe im Kirchenkreis Simmern-Trarbach den Schmiedel; heute durch regelmäßige Spenden und aktive Hilfe beim jährlichen Flohmarkt. Im FEZ wird strikt regional untergebracht – fast alle Bewohner kommen aus dem Rhein-Hunsrück-Kreis. Im Konzept wurde deshalb die Einbindung in das Gemeinwesen eingeplant, damit die Familien nach dem Aufenthalt helfende Systeme haben. Es wurde bei den Frauenhilfen für verschiedene Formen der Zusammenarbeit geworben: Für die Ausbildung zur Tagesoma, die gegen Honorar stundenweise die Kinder betreut, und für Patenschaften zur Unterstützung im Alltag sowie für Besuche im FEZ, wo gemeinsame Projekte mit den Müttern, Vätern und Kinder stattfinden.

Drei Frauen haben sich zur Tagesoma ausbilden

lassen und betreuen nun ein Kind, wenn die Mütter in der Schule oder Berufsausbildung sind. Andere Frauen bieten je nach Fähigkeiten und in verschiedener Intensität Leistungen im Gruppenalltag an. Das kann zum Beispiel Gartenpflege sein oder das Binden von Adventskränzen, Geschichtenerzählen, Kochen, Basteln oder das Gestalten der Räume. Die Frauen übernehmen gemeinsam mit den Vätern auch die Kinderbetreuung in der Gruppe, wenn die Mütter einen freien Nachmittag haben. „Erst hatte ich richtig Angst davor. Ich wusste ja nicht, ob die Väter sich auf mich einlassen und dann die vielen Kinder ... Ich bin auch schon aus der Übung mit Säuglingen. Und dann wurde es ein wunderbarer Nachmittag. Die Mütter kamen entspannt zurück“, erzählt eine der Freiwilligen. „Wichtig ist es, die Frauen gut zu beraten und zu unterstützen, da sie erhebliche Berührungspunkte haben“, berichtet Ralfs-Horeis von den Erfahrungen.

Praxisforum

Menschen im Alter

„Altern in der Mitte der Gesellschaft“

Evangelische Kinder-, Jugend- und Familienhilfe Schmiedel (KJF Schmiedel)
Auf dem Schmiedel 4 | 55469 Nannhausen
www.schmiedel.de/kjf

Diakonische stationäre Altenpflege

Altenpflege hat in den letzten Jahrzehnten ein anderes Gesicht bekommen. Zu den wenigen Altenpflegeheimen, die es nach dem Zweiten Weltkrieg gab, die meisten in kirchlicher, katholischer oder evangelischer, eine Anzahl auch in kommunaler Trägerschaft, sind seit den 1990er Jahren eine Fülle privater Pflegeheime hinzugekommen. Das hat zum einen mit den Veränderungen in den Lebensverhältnissen zu tun. Die früher mögliche Betreuung älterer Menschen in den Familien ist durch die doppelte Erwerbstätigkeit in der Generation der Kinder und die erforderliche räumliche Mobilität zunehmend schwierig geworden. Deshalb gewann die stationäre Betreuung alter Menschen an Bedeutung. Zahlreiche Altenpflegeeinrichtungen sind seither entstanden.

Die wachsende Zahl privater Altenpflegeheime hat zum anderen mit den Veränderungen in der Sozialpolitik seit 1995 zu tun. Die Sozialgesetzbücher formulierten den Grundsatz, soziale Betreuungsleistungen seien wirtschaftlich zu erbringen und auf das Notwendige zu begrenzen. Dies öffnete das Gesundheits- und Sozialwesen für den Markt. Betreuungsleistungen, bis dahin nach dem Selbstkostendeckungsprinzip staatlich gefördert und reglementiert, wurden nun zu einem eigenständigen, nach marktwirtschaftlichen Kriterien arbeitenden eigenen Wirtschaftszweig. Private Anbieter traten vermehrt in den Markt ein. Die staatliche Förderung für den Bau von Altenpflegeheimen lief aus.

Dies hat die Situation verändert, in der Betreiberlandschaft der stationären Altenpflege und im Blick auf die Arbeitsbedingungen in den Altenpflegeheimen. Ein zuvor kaum so wahrnehmbarer Druck auf die Wirtschaftlichkeit ist entstanden. Man kann nicht mehr mit aufsichtlich zugebilligten Stellenplänen arbeiten, sondern musste sich an den Erlösen orientieren, die in Vergütungsverhandlungen zu erzielen sind. Auch die diakonischen Häuser mussten sich an dem Markt orientieren, hatten also nicht mehr Geld und konnten daher auch nicht mehr Personal vorhalten als die kommerziellen Wettbewerber.

Der Wettbewerb forderte Kontrollmechanismen. Die staatliche Heimaufsicht und der Medizinische Dienst der Krankenkassen sorgten nun dafür, dass die Heime allgemeinverbindliche Standards einhalten. Dies führte, insbesondere im Blick auf die Kontrollen, die zunächst bei konkreten Hinweisen und in größeren Abständen, mittlerweile aber mit einem eigenen Benotungssystem jährlich durchgeführt werden, zu einer zunehmenden Bürokratisierung der Altenpflege. Das Dokumentationswesen wurde mit enormem Aufwand ausgebaut. Es ist nicht übertrieben, davon auszugehen, dass Pflegekräfte inzwischen etwa ein Viertel ihrer Arbeitszeit nicht in der Betreuung von Bewohnerinnen und Bewohnern zubringen, sondern für die Dokumentation aufwenden.

Zunehmender Kostendruck und die genannte Verschiebung in den Tätigkeiten führen dazu, dass gelegentlich der sehnsuchtsvolle Blick zurück den Verlust früherer Arbeitsbedingungen bedauern lässt. Hinzu kommt die Veränderung in der Bewohnerstruktur. Das klassische Altenheim gibt es nicht mehr, es ist nahezu vollständig zum Pflegeheim geworden. Menschen kommen immer später ins Heim, sie bleiben verständlicherweise solange wie möglich zu Hause. Der Fortschritt der Medizin lässt Menschen älter werden, dann aber auch kränker. Wenn sie in der letzten Zeit ihres Lebens, weil die Pflege zu Hause nicht mehr zu gewährleisten ist, ins Heim kommen, haben sie deutlich eingeschränkte Kapazitäten, sind immer stärker hilfebedürftig. Das hat die pflegerische Arbeit deutlich verändert. Sie ist anstrengender geworden, die Pflege hat sich gegenüber der Betreuung und Begleitung in den Vordergrund geschoben. Hinzu kommt, dass Menschen immer kürzere Zeit im Heim verbleiben, manche nur Tage, Wochen oder Monate, bis sie sterben.

Die Herausforderung besteht jedoch weiter, den Menschen, die in den diakonischen Altenpflegeeinrichtungen leben, eine sehr aufmerksame, menschlich zugewandte Betreuung und Pflege zuteil werden zu lassen, ihnen Geborgenheit zu vermitteln und

Heimat für die letzte Strecke ihres Weges zu bieten, und dies alles zu am Markt vermittelbaren Preisen. Keine leichte Aufgabe. Sie lässt sich nur bewältigen, weil sehr engagierte Mitarbeitende in unseren Ein-

richtungen arbeiten, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, den Bewohnerinnen und Bewohnern eine menschliche Begleitung zuteil werden zu lassen.

Pfarrer Dr. Werner Schwartz

Pfarrer Dr. Werner Schwartz | Vorsteher
Diakonissen Speyer Mannheim
Hilgartstraße 26 | 67346 Speyer
Telefon: +49 62 32 22-0
www.diakonissen.de | info@diakonissen.de

Verständnis für einander entwickeln – über die Generationen hinweg

Laut und lustig ist es heute im Aufenthaltsraum des Diakonissen Seniorenstift Bürgerhospital in Speyer. Wie jeden Dienstag sind die Grundschüler der Salierschule Speyer zu Besuch.

Alt und jung sitzen bunt gemischt beieinander, singen alte Volkslieder oder spielen miteinander. Besonders gerne unterhalten sich die Schüler auch mit den Bewohnerinnen und Bewohnern ihre deren Erinnerungen an ihre eigene Schulzeit: Die Älteren erzählen über lange Schulwege zu Fuß, Rohrstockschläge, Nachsitzen und Schülerstreiche, Trennung nach Geschlecht und Konfession, Schönschreiben und Sütterlinschrift, Tintenfässer und Kreidetafeln, gute und schlechte Lehrer...die Themen sind unerschöpflich.

Seit dem Umzug der ehemaligen Klosterschule in das neue Gebäude am Mausbergweg gehört der wöchentliche Besuch am Dienstag Nachmittag zum festen Programm beider Institutionen. Derzeit besuchen die Schüler ihre Nachbarn in zwei Projektgruppen: Die Gruppe von Fr. Flörchinger hat sich das Erlernen und Singen der alten Volkslieder zur Aufgabe gemacht: „Am Brunnen vor dem Tore“, „Horch was kommt von draußen rein“ oder „Im schönsten Wie-

sengrunde“ sind die absoluten Hits. Staunend stellen die Schüler fest, dass Menschen, die aufgrund ihrer demenziellen Erkrankung kaum noch sprechen oder am Geschehen teilnehmen, diese Lieder auswendig singen – und teilweise noch regionale Zusatzstrophen kennen!

Die Gruppe um Frau Pfadt hat sich den Gesellschaftsspielen verschrieben. Das Lieblingsspiel ist natürlich das klassische „Mensch ärgere dich nicht“. Hier geht es nicht darum, den Gegner hinauszuwerfen, - es wird von beiden Altersgruppen schon mal augenzwinkernd eine Spielfigur „verschont“. Stattdessen üben die Kinder ihr Sozialverhalten, indem sie den betagten Mitspielern beim Abzählen helfen oder ihnen auch mal verraten, mit welcher Spielfigur sie jetzt weiter kämen.

Zu Beginn des Projektes reagierten die Kinder zuerst erschrocken auf Alter, Gebrechlichkeit und demenzbedingte Verhaltensweisen. Durch Aufarbeitung in der Klasse entwickelten sie jedoch schnell ein erstaunlich großes Verständnis für altersbedingte Einschränkungen – sie nehmen die Heimbewohner an, wie sie sind. Ihre unbefangene Offenheit bringt in den Heimbewohnern, die alle mindestens siebzig

Jahre älter sind, eine Saite zum Schwingen – sie öffnen sich den Kindern und geben ihnen die entgegengebrachte Herzlichkeit zurück.

„Die Kinder spüren, dass die alten Menschen sich freuen, wenn sie kommen. Sie sind voller Wissbegierde, wie sich das Leben im Altenheim gestaltet, wie es in ihrer Kindheit war, sie möchten mit ihnen lachen und erzählen.“ beobachtet die Lehrerin Fr. Flörchinger.

Mit diesem Projekt leisten Salierschule und Seniorenstift einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Einbindung der Einrichtung in das Gemeinwesen. Das Projekt vermittelt den Kindern, dass auch alte Menschen ein Recht auf Leben in Würde haben, zu der auch die Vermeidung sozialer Isolation gehört. Menschen, die aufgrund des Nachlassens körperlicher und/ oder geistiger Fähigkeiten ihr gewohntes Lebensumfeld verlassen mussten, können durch den Kontakt mit den Schülern und die dadurch geweckten Erinnerungen manchmal wieder an ihren verloren geglaubten Lebensfaden anknüpfen. Sie erleben eine Steigerung ihres Selbstwertgefühles, sie spüren

dass sie den Kindern etwas geben können und erfahren dadurch ein Gefühl der Nützlichkeit und des Eingebundenseins – für die Generation der Hochbetagten einer der wichtigsten und zeitlebens prägenden Antriebe.

Auf der anderen Seite tragen auch die Kinder ihre Erfahrungen in die eigene Familie, sie berichten dort, was sie gesehen, erlebt und was sie beeindruckt hat. Sie verändern dabei in ihrem privaten Umfeld vielleicht in dem einen oder anderen Fall das Image der Pflegeeinrichtung, verringern Ängste und Resentiments und fördern dadurch die Integration des Heimes und seiner Bewohnerinnen und Bewohner im Quartier.

Auch in den Schülern selbst wird die Entwicklung eines neuen Bewusstseins für die Fragestellungen des Älterwerdens gefördert – im Hinblick auf die demographische Entwicklung vielleicht einer der wichtigsten Aspekte. Denn diese Kindern werden in wenigen Jahren mit deren Folgen sich beschäftigen und Lösungen anstreben müssen, die (in unserem eigenen Interesse!) hoffentlich von Toleranz, Wertschätzung und Verständnis geprägt sein werden.

Dr. Wolfgang Fischer-Oberhauser
Diakonissen Speyer Mannheim
Hilgartstraße 26 | 67346 speyer
Telefon: +49 62 32 22-0
www.diakonissen.de | info@diakonissen.de

„Wir können Avantgarde sein“

Die Haßlocher Pfarrerin Christine Schöps bindet Menschen mit Demenz in das Gemeindeleben ein

„Sie brauchen nicht zu kommen, meine Mutter kriegt das gar nicht mehr mit.“ Die Haßlocher Pfarrerin Christine Schöps halten solche Anrufe dennoch nicht von einem Geburtstagsbesuch bei älteren, dementen Gemeindegliedern ab. Sie hört nicht nur

Ablehnung, sondern auch die Verzweiflung dahinter. Und sie sieht diese unausgesprochene Wahrheit, wenn sie dann doch zum Gratulieren vorbeischaut. Sie spürt die Scham, die Hilflosigkeit, die Überforderung der Angehörigen angesichts einer Krankheit,

die Partner, Eltern oder Großeltern zu Fremden werden lässt, die sich Stück für Stück aus dem „normalen“ Leben verabschieden. „Ich erlebe oft Familien, die über ihre Kräfte hinaus versuchen, die Pflege eines dementen Angehörigen alleine zu stemmen. Das berührt mich sehr“, sagt die Pfarrerin.

Die Betroffenen und ihre Familien möchte Christine Schöps nun gezielt unterstützen. Als Gemeindepfarrerin erfährt sie täglich selbst, was „demografischer Wandel“ bedeutet. „Da sind wir als Kirchengemeinde der Zeit voraus. Wir haben schon jetzt eine altersmäßige Zusammensetzung wie sie gesamtgesellschaftlich für das Jahr 2030 erwartet wird“, sagt die Pfarrerin. Vor diesem Hintergrund stelle sich die Frage, wie man es dementen Menschen ermöglichen könne, weiter am Leben der Gemeinde und den Angeboten teilzunehmen. „Diese Entwicklung ist doch auch eine Chance für uns. Wir können Avantgarde sein!“, ist Schöps überzeugt.

Die Gemeinde Haßloch hat auf ihre Anregung hin das Jahr 2012 zum Themenjahr „Für ein besseres Leben mit Demenz“ erklärt. Denn genau darum geht es: damit zu leben, statt davor die Augen zu verschließen. Gemeinde, Vereine, Verbände, Sozialstation und Pflegestützpunkt sind mit im Boot. „Schnell und unproblematisch“ habe es geklappt, das Anliegen über die Kirchengemeinde hinaus in Haßloch einzubringen. Und so ist es das erste große Ziel der Pfarrerin, die Menschen in der Gemeinde für das Thema zu sensibilisieren, ein Bewusstsein für das besondere Verhalten dementer Menschen aber auch für die Situation der Angehörigen zu schaffen. Zur Öffentlichkeitsarbeit gehört eine Themenreihe, die mit einer Auftaktveranstaltung im Februar begann und vom Bürgermeister moderiert wurde. „Die Resonanz war gut. Und meine Erfahrung ist, dass es seither leichter fällt, über das Thema zu sprechen“, berichtet die Pfarrerin.

Auch für die Arbeit in der Kirchengemeinde hat das Engagement konkrete Folgen. Dabei geht es um Aspekte wie die Barrierefreiheit oder die spezielle Farbgebung im Sanitärbereich, die die Orientierung erleichtern soll. Sämtliche Angebote und auch Beschlüsse des Presbyteriums werden daraufhin ge-

prüft, welche Auswirkungen sie auf Menschen mit Demenz haben. Und so gibt es auch inhaltliche Änderungen. Die Mitglieder des Besuchskreises werden darauf vorbereitet, wie sie mit dementen Menschen richtig umgehen können. Im Seniorenkreis gibt es regelmäßig Gedächtnistraining. Es werden bekannte Lieder gesungen. Und es wird viel miteinander erzählt. „Diese Alltagskommunikation ist sehr wichtig“, weiß Schöps.

In naher Zukunft möchte sie in Zusammenarbeit mit der Sozialstation auch spezielle Gottesdienste für Demente und ihre Familien anbieten. Eine Herausforderung, denn demente Menschen reagierten „schnell, ursprünglich und ehrlich“. Darauf müsse man sich einlassen. Also keine lange Predigt, eine einfache Sprache, viele Lieder und viel Blickkontakt. „Spiritualität ist für demente Menschen ein ganz großes Thema. Denn hier geht es nicht darum, etwas richtig machen zu müssen. Hier kann man keine Fehler machen“, erklärt die Pfarrerin. Schon oft hat sie miterlebt, wie wohltuend und beglückend es für Menschen mit Demenz ist, wenn sie plötzlich merken, dass sie den Liedtext noch kennen und mitsingen können. „Und wenn es nur diese zwei Minuten sind“, sagt Schöps. Es seien zwei Minuten, in denen die Betroffenen wieder Boden unter den Füßen spürten in einer Welt, die ihnen zunehmend fremd werde.

Die Verknüpfung mit Angeboten der Sozialstation möchte Schöps vorantreiben. Angehörige sollten bereits in der Zeit vor der offiziellen Diagnose Unterstützung bekommen. Diese Zeit der Ungewissheit sei für viele Betroffene nur schwer auszuhalten. Gut vorstellen kann sich die Pfarrerin ein Art Café, einen offenen Treff für Angehörige, der auch helfe, diese ein Stück weit aus ihrer Isolation zu holen.

Schöps möchte das Thema Demenz nicht schönreden: „Es ist mit viel Schmerz und Trauer verbunden und geht an die Grundfragen. Mir ist es aber wichtig, nicht nur die Horrorszenarien im Blick zu haben. Ich sehe darin eine ganz große Chance, sich als Gemeinde neu zusammenzufinden, sich darüber zu verständigen und auch zu leben, was Menschsein eigentlich bedeutet.“

Pfarrerin Christine Schöps
stellvertretende Vorsitzende der Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD
Bahnhofstraße 27 | 67454 Haßloch | Telefon: +49 63 24 31 62
www.eafa.de | pfarramt.hassloch.2@evkirchepfalz.de

Mitten im Leben

Die Wohngemeinschaft für Menschen mit Demenz in Limburgerhof

Kochen, backen, gärtnern, singen oder spielen – und das alles in Gesellschaft: Alltag in der Wohngemeinschaft für Menschen mit Demenz in Limburgerhof (Rhein-Pfalz-Kreis). Sieben Menschen mit Demenz wohnen in dieser besonderen WG und leben hier mit professioneller Unterstützung von Präsenzkräften ein ganz „normales“ Leben in ihren eigenen vier Wänden. Die Präsenzkräfte der Ökumenischen Sozialstation Limburgerhof sind rund um die Uhr für die Mieter im Einsatz.

Die Betreuung und Versorgung von Menschen mit Demenz zu Hause ist eine enorme Herausforderung, die Angehörigen alles abverlangt. Nicht selten wird diese Herausforderung zur Überforderung. „Wenn die Betreuung zu Hause nicht mehr klappt – oft nach Jahren aufopferungsvoller Pflege – sind es in der Regel die Angehörigen, die sich bei uns nach einer Alternative zur Heimunterbringung für ihre Familienmitglieder erkundigen. Wir können mit unserer WG eine solche alternative Wohnform für Menschen mit Demenz bieten“, sagt Pflegedienstleiterin Ulrike Lahr von der Ökumenischen Sozialstation.

Ambulant betreute Wohngemeinschaften für Menschen mit Demenz erfreuen sich wachsender Beliebtheit. Eine gute WG sollte dabei bestimmte Qualitätskriterien erfüllen, wie sie der „Verein für Selbstbestimmtes Wohnen im Alter“ beispielhaft formuliert hat. „Es ist sehr wichtig, dass Angehörige und Betreuer in alle Entscheidungen einbezogen und informiert werden und dass wir als ambulanter Pflegeanbieter selbstverständlich den höchsten Ansprüchen im Umgang mit Menschen mit Demenz ge-

nügen“, erklärt Lahr. Genauso wichtig sei auch die richtige Ausstattung der Immobilie.

Die WG in Limburgerhof wird von der Pro Seniore Residenz Neuhofen vermietet. Jedes WG-Mitglied hat ein eigenes Zimmer mit WC und Dusche. Die Wohnung ist mit eigenen Möbeln nach dem Geschmack der Mieter eingerichtet. Das Herzstück der WG ist die große Wohnküche, in der sich – wie auch im Wohnzimmer – das Gemeinschaftsleben abspielt.

Menschen mit Demenz können ihren Alltag nicht mehr strukturieren. Ein fester Tagesablauf, ein gelingender Alltag, ist deshalb wichtig im WG-Leben. Dort, wo Hilfe und Unterstützung notwendig sind, werden sie ganz individuell geleistet. Gemeinsames Haushalten, Kochen, Essen und das respektvolle und lebendige Miteinander prägen den Alltag in dieser besonderen Wohngemeinschaft. Zudem stehen therapeutische Angebote wie Krankengymnastik oder Ergotherapie bei Bedarf zur Verfügung.

„Alle unsere WG-Bewohner sind hier richtig aufgeblüht. Sie pflegen gute Beziehungen untereinander und zu den Präsenzkräften“, berichtet Ulrike Lahr. Soziale Kontakte stabilisierten Menschen mit Demenz. Rückzug und Vereinsamung hingegen verstärkten das Leiden.

„Das ist auf jeden Fall eine Wohnform der Zukunft“, ist die Pflegedienstleiterin überzeugt. Einziger Knackpunkt sei die Finanzierung. „Da muss man leider ganz ehrlich sagen: Das kann sich nicht jeder leisten. Denn diese Form der Betreuung ist teurer als der stationäre Aufenthalt.“

Ulrike Lahr
Ökumenische Sozialstation Limburgerhof
Kirchenstraße 29 | 67117 Limburgerhof
Telefon: +49 62 36 61 54 3 | Telefax: +49 62 36 47 94 20
www.sozialstation-limburgerhof.de | info@sozialstation-limburgerhof.de

So wohnt man morgen

WohnQuartier⁴: Bauen, Bildung und Soziales kooperieren für eine inklusive Quartiersentwicklung

Städte und Gemeinden stehen alle vor derselben Frage: Wie kann man Wohnquartiere sozial und altersgerecht weiterentwickeln? Der demographische Wandel ist keine Zukunftsvision, er findet statt: hier und heute. Der Austragungsort dieses Wandels ist das Wohnquartier.

Auf der Suche nach Lösungen für eine zukunftsorientierte Gestaltung von Einrichtungen, Angeboten und das umgebende Quartier haben Fachleute verschiedener Disziplinen und Institutionen sowie Bürgerschaftlich Engagierte das Konzept „WohnQuartier⁴“ entwickelt. „WohnQuartier⁴“ knüpft an die Erfahrungen der Städtebauprogramme „Soziale Stadt“ und „Stadtumbau“ und setzt dabei auf integrierte Stadt(teil)planung und Sozialraumorientierung. Im Mittelpunkt steht die Förderung des Aufbaus von Vernetzungs- und Mitwirkungsstrukturen und die konsequente Umsetzung des Prinzips „präventiv vor ambulant vor stationär“. In den Jahren 2008 bis 2011 ist das Modellkonzept als Kooperationsprojekt des Baudienstleisters Hochtief Construction AG, der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe und des Evangelischen Erwachsenenbildungswerks Nordrhein mit Mitteln der Stiftung Wohlfahrtspflege NRW an zwei städtischen und zwei ländlichen Pilotstandorten erprobt worden.

Zu Beginn des Modellprojekts stand die altersgerechte Quartiersentwicklung, die Anpassung an den demografischen Wandel im Vordergrund. Seit 2011 hat die gesamtgesellschaftliche Aufgabe und Herausforderung „Inklusion“ auf der Grundlage der UN-Behindertenrechtskonvention an Relevanz gewonnen. Den Kommunen kommt bei der Umsetzung des Inklusionsgedankens eine zentrale Ausgestaltungs- und Steuerungsfunktion zu. Eingebunden in diesen Gesamtkontext steht bei dem neuen Beratungskonzept „WohnQuartier⁴“ die Gestaltung des Quartiers, die Öffnung der Institutionen, der Akteure,

der Angebote und der Bewohner für alle Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen, Beeinträchtigungen oder Hilfebedarfen im Focus.

Die Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe bietet in Kooperation mit dem Evangelischen Erwachsenenbildungswerk Nordrhein das Beratungs- und Fortbildungskonzept an. Zielgruppe sind Träger und Einrichtungen der Alten-, Behinderten- und Jugendhilfe, Mitarbeiter aus der sozialen Arbeit, Diakonische Werke, Wohlfahrtsverbände, Kirchengemeinden, Kirchenkreise, Wohnungsbaugesellschaften, Kommunen, Initiativen und Vereine.

Ein Stadtteil ist weit mehr als die Summe seiner Immobilien. Und altersgerechte, inklusive Weiterentwicklung bedeutet keinesfalls nur, den Anteil der barrierefreien Wohnungen und Einrichtungen zu erhöhen. „Die Besonderheit des Konzepts gegenüber vielen weiteren Ansätzen zur Quartiersentwicklung ist die konsequente Bearbeitung und Verknüpfung von vier Faktoren, nämlich: Wohnen und Arbeit; Gesundheit, Service und Pflege; Partizipation und Kommunikation sowie Bildung, Kunst und Kultur“, erklärt Christiane Grabe von der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe. Das Konzept WohnQuartier⁴ umfasst die Analyse des Ist-Zustandes, die Erstellung von Zukunftskonzepten für die genannten vier Bereiche, umfassende Beratung während des gesamten Prozesses, die Finanzierungsbegleitung, die Qualifizierung, die Partizipation sowie Vernetzung. Das heißt: beobachten und analysieren, entwickeln, befragen, anleiten, coachen, moderieren, motivieren, mobilisieren, kooperieren, werben, überzeugen. Gesellschaftliche, städtebauliche, architektonische, technische, ökologische, wirtschaftliche und organisatorische Aspekte müssen unter einen Hut gebracht und verschiedene Akteure gehört und beteiligt werden.

Oder wie es ein Teilnehmer der „WohnQuartier⁴“-Multiplikatorenschulungen so schön formulierte: „Quartierentwicklung könnte man so übersetzen: kleinschrittiges Vorgehen vor Ort, bei einer gleich-

zeitigen Perspektive von sieben Jahren für Bauvorhaben und 20 Jahren für die Rendite aus den getätigten Investitionen. Das geht nicht ohne ‚Lust auf den Prozess‘.“

Christiane Grabe

Inklusive Quartiersentwicklung - WohnQuartier⁴

Referentin für Psychiatrie

Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V.

Pflege, Alten- und Behindertenarbeit

Lenastraße 41 | 40470 Düsseldorf

Telefon: +49 211 63 98-306 | Telefax: +49 211 63 98-299

www.wohnquartier4.de | c.grabe@diakonie-rwl.de

Ehrenamtliche Hilfe von nebenan

Diakonissenverein Landau setzt auf Nachbarschaftshilfe

Alt, einsam, auf Pflege angewiesen: Das ist längst kein Einzelschicksal mehr. Die demografische Entwicklung in Deutschland zeigt, dass immer mehr Menschen immer älter werden und dass die Anzahl der kranken, hilfeschuchenden und pflegebedürftigen Menschen steigt. „Dabei ist klar, dass die derzeitigen sozialen Netzwerke wie Krankenhaus, Heim und Sozialstation die zukünftigen Aufgaben nicht mehr bewältigen können“, sagt Hans-Joachim Bouquet, Vorsitzender des Diakonissenvereins Landau.

Aus diesem Grund hat der Verein im Jahr 2010 in Frankweiler die Nachbarschaftshilfe gegründet. „Wir sind überzeugt davon, dass ein neuer sozialer Raum mit neuen Hilfesystemen entstehen muss, um die Lücken in der Versorgung der Menschen zu schließen. Zentrale Nachbarschaftshilfen sind dafür ein geeignetes Instrument“, erklärt Bouquet. Zur Verwirklichung des Auftrages der christlichen Nächstenliebe werden solche zentralen Nachbarschaftshilfen ins Leben gerufen. Nachdem das Projekt in Frankwei-

ler so erfolgreich läuft, wird der Diakonissenverein Landau mit dem angeschlossenen Krankenpflegeverein Böchingen noch in diesem Jahr eine weitere Nachbarschaftshilfe gründen. Für den Diakonissenverein ist das auch ein Schritt zurück zu den Wurzeln – zur häuslichen Versorgung vor allem älterer Menschen. Die häusliche Alters- und Krankenpflege war über Jahrzehnte die Aufgabe des Diakonissenvereins und in Landau bekannt. Fast in jedem Haushalt wurde die Hilfe der Schwestern angenommen. 1975 übernahm die neu gegründete Ökumenische Sozialstation Landau diese Tätigkeit.

Wobei es einen sehr wichtigen Unterschied zwischen Nachbarschaftshilfe und professioneller Pflege gibt: Nachbarschaftshilfe wird von ehrenamtlichen Mitarbeitern geleistet und wird kostenlos angeboten. Sie ist ausgerichtet auf niederschwellige, nicht regelmäßige Dienste. Die beste Nachbarschaftshilfe ist natürlich die, die von Haus zu Haus kommt – vom echten Nachbarn eben. Oft ist das aber gar nicht

mehr möglich. Die Menschen werden älter, die Kinder ziehen fort, und plötzlich wird es einsam. Der Nachbar ist selbst alt und benötigt Hilfe. Oder Familien mit Kindern brauchen eine kurze hauswirtschaftliche Unterstützung, während Vater und Mutter zur Arbeit gehen oder für den Arztbesuch einen Babysitter. Es gibt viele Situationen, wo kurzfristige Hilfe nötig ist. „Nachbarschaftshilfe schließt die Lücke, die zwischen professioneller Hilfe durch ausgebildetes Fachpersonal und der sonstigen Versorgung zu Hause immer noch bleibt. Auch wenn es eine Sozialstation gibt, können von ihr nicht alle Bedürfnisse von Kranken und Gebrechlichen erfüllt werden. Unsere Helfer erledigen zum Beispiel Einkäufe, räumen Schnee, leisten kleine technische Hilfen, sie bügeln, lesen aus Zeitungen und Büchern vor, sie leisten Gesellschaft oder passen auf die Kinder auf. Sehr gefragt sind auch die Fahrdienste, die wir leisten“, sagt Bouquet. „Um es aber ganz deutlich zu machen: Wir leisten viel, nur keine Pflege“, betont der Vereinsvorsitzende.

Einerseits wird also Hilfe benötigt. Andererseits gibt es auch viele Menschen mit unterschiedlichen Talenten und Neigungen, die gelegentlich gerne eine kleine Aufgabe übernehmen würden, „wenn sie denn erfahren würden, dass ihre Hilfe gefragt ist“. Der Diakonissenverein hat deshalb in Frankweiler alle Haushalte angeschrieben, um Hilfsangebot und Nachfrage zu ermitteln. „Die Idee wurde von Anfang an positiv aufgenommen. Es haben sich sogar mehr Menschen gemeldet, die gern helfen möchten, als solche, die Hilfe benötigen“, berichtet Bouquet. Frankweiler hat 907 Einwohner, davon sind 620 evangelisch. 38 Menschen haben sich gemeldet, die Hilfe anbieten. 28 Personen haben Hilfe empfangen, zwölf erhielten Fahrdienste. „Tendenz steigend!“

Alle können sich beteiligen: Jugendliche, Eltern, Alleinstehende und Ältere. Im neuen Sozialraum ist der Nachbar wieder gefragt – auch wenn er nicht nebenan wohnt.

Hans-Joachim Bouquet | Vorsitzender Diakonissenverein Landau und Umgebung

Westring 3a | 76829 Landau

Telefon: +49 63 41 86 62 7 | Telefax: +49 63 41 84 05 8

diakonissenvereinLD@t-online.de

Praxisforum

Menschen in Armut

„Arm in einem reichen Land“

„Menschen in Armut“

In Rheinland-Pfalz sind rund eine halbe Million Menschen von Armut betroffen. Das bedeutet, jeder 7. Rheinland-Pfälzer – in der Westpfalz sogar jeder 6. In der Altersgruppe der 18 bis 25-jährigen ist jeder 5. betroffen und mehr als jeder 3. Haushalt von Alleinerziehenden. Fast jede/jeder 2. ist Migrantin oder Migrant.

Das Verständnis von Armut ist sehr unterschiedlich. Dabei werden Begriffe, wie **extreme Armut, verdeckte Armut, verschämte Armut und relative Armut** genannt.

Extreme Armut oder „**absolut arm**“ bedeutet, die Grundbedürfnisse zur Sicherung der physischen Existenz, also Nahrung, Kleidung, Wohnung, Gesundheit können nicht (mehr) befriedigt werden.

In abgewandelter Form wird dies als verdeckte oder verschämte Armut bezeichnet. **Relative Armut** zielt nicht nur auf die Existenzsicherung, sondern auch auf die Bereiche

- Wohnung
- Gesundheit
- Bildung
- Kultur und
- soziale Integration

Arm ist, wer über weniger als 60 % des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens (1.405 Euro in Rheinland-Pfalz) verfügt.

Einem Single-Haushalt stehen somit 843 Euro, einem Vier-Personen-Haushalt 1.771 Euro zur Verfügung.

Staatliche Unterstützungssysteme versuchen einen Ausgleich zu schaffen. Zum Beispiel über das Arbeitslosengeld II (ALG II).

^{*1} Universität Duisburg-Essen, www.sozialpolitik-aktuell.de

Erwerbsfähige Menschen erhalten damit Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhaltes einschließlich der angemessenen Kosten der Unterkunft. Hilfebedürftige, die mit einem ALG II Bezieher in einer Bedarfsgemeinschaft leben, beziehen Sozialgeld.

Die Höhe der Leistungen betragen seit 01. Januar 2012, für

Erwachsene	374 €
Lebenspartner im gleichen Haushalt	337 €
Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren	287 €
Kinder zwischen 6 und 13 Jahren	251 €
Kinder bis 6 Jahre	219 €

Laut Bundesagentur für Arbeit beziehen über sechs Millionen Menschen in Deutschland ALG-II Leistungen. Viele erhalten diese Leistung, da ihr Einkommen aus Beschäftigung oder ALG I nicht zur Deckung des Lebensunterhaltes ausreicht. Sie werden Aufstockerinnen und Aufstocker genannt, da ALG II-Leistungen unter Anrechnung des Einkommens beantragt werden können.

„Im Jahr 2010 haben etwa 1,4 Millionen Erwerbstätige Arbeitslosengeld II bezogen – oder anders herum gesehen: 1,4 Millionen Empfänger von ALG II waren zugleich erwerbstätig. Dies entspricht einem Anteil von 28,2 % an allen erwerbsfähigen Hilfebedürftigen im SGB II. Dieser Anteil steigt seit einigen Jahren kontinuierlich an, er lag 2007 noch bei 23,1%.“ ^{*1}

Um dieser Not zu begegnen, erhalten jährlich rund 22.000 Menschen in den Beratungsstellen des Diakonischen Werkes Pfalz Unterstützung. Gleichzeitig ist das Diakonische Werk Pfalz als Spitzenverband auf den politischen Ebenen aktiv.

Brigitte Thalmann

Brigitte Thalmann | Abteilungsleiterin
Gemeindenaher Diakonie und Integration
Diakonisches Werk Pfalz
Karmeliterstraße 20 | 67346 Speyer
Telefon: +49 62 32 66 42 68
www.diakonie-pfalz.de

„Es soll klar sein, was uns treibt“

Diakonisches Werk Sachsen: Individuelle Hilfe allein reicht nicht

„Viele kleine Leute an vielen kleinen Orten, die viele kleine Schritte tun, können das Gesicht der Welt verändern“, heißt es in einem Lied, das die Teilnehmer der Bürgerforen der KirchenBezirksSozialarbeit (KBS) der Stadtmission Chemnitz gerne anstimmen. Die Stadtmission Chemnitz gehört zum Diakonischen Werk der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen.

„KirchenBezirksSozialarbeit hat neben allgemeiner sozialer Beratung und der Zusammenarbeit diakonischer Träger mit den Kirchengemeinden noch ein drittes Handlungsfeld: Das ist die Wahrnehmung des sozialpolitischen Mandates im Gemeinwesen“, sagt Gerhard Schönherr von der KBS, der die Bürgerforen ins Leben gerufen hat. Am Anfang stand der Wunsch nach mehr politischem Mitspracherecht. „Die Menschen wollten sich engagieren und ihren politischen Vertretern ein echtes politisches Gegenüber sein. Die KBS sollte die dafür nötige Plattform bieten. Und das taten wir“, erzählt Schönherr.

Fast zehn Jahre ist das nun her. Anhaltende Langzeitarbeitslosigkeit und die damit verbundene Perspektiv- und Zukunftslosigkeit präg(t)en das Bild im Chemnitzer Umland. Weder Diakonie noch KirchenBezirksSozialarbeit wurden nach der Wende als politische Akteure wahrgenommen - wengleich individuelle Beratung und Einzelhilfen gerne angenommen wurden. „Aber das allein reicht nicht“, sagt Schönherr. „Wir wollten uns organisieren, um sozialpolitischen Einfluss zu gewinnen. Aber auch, um das Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen wieder zu stärken. Der kirchliche Bezug war und ist uns dabei immer wichtig. Es soll klar sein, was uns treibt“, sagt der Sozialarbeiter.

Die Organisation gelang mit der Einrichtung der KBS-Bürgerforen. Das erste Bürgerforum fand im Juni 2003 statt. Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft und unabhängig einer Konfessionszugehörigkeit

diskutieren auf den Bürgerforen Fragen nach gerechterer Verteilung von Arbeit und Einkommen und sehen sich dabei – auch durch soziokulturelle Beiträge von Jochen Klepper (2003) bis Kurt Marti (2011) – immer in einen protestantischen Kontext gestellt. Aus aktuellen Anlässen sind auch Themen wie die Gefahren politisch und weltanschaulich extremer Ideologien oder des (gen-)manipulierenden Eingriffs in die Schöpfungsordnung hinzugekommen.

Zielgruppe waren und sind sozial benachteiligte Menschen wie auch bürgerschaftlich Engagierte und politische Entscheidungsträger. Engagierte Christen bilden die Brücke zu den jeweiligen Gemeinden. Die Bürgerforen werden von einem organisatorischen Arbeitskreis getragen und vorbereitet, dem Mitglieder aller Zielgruppen angehören. Jedes Jahr werden evangelische Persönlichkeiten vorgestellt wie zum Beispiel Dietrich Bonhoeffer, Paul Gerhardt oder Johann Hinrich Wichern. Unterschiedliche Aktionen und Veranstaltungen vom Kleinkunstprogramm über Kinovorstellungen bis zu Festen bilden dabei ganz bewusst das Pendant zu den politischen Streitgesprächen.

In Limbach-Oberfrohna, dem Sitz des Diakoniezentrums, sind aus den KBS-Bürgerforen heraus zwei neue Initiativen entstanden: das „Bunte Bürgerforum für Demokratie“, gegründet im Februar 2010, und im März 2011 die „Zivilcourage Sachsen ULLi – UmweltLiebhaberLimbach“. Außerdem gibt es den Arbeitskreis „Soziale Gerechtigkeit“, der auch die Eigenständigkeit anstrebt, sowie das Projekt „Gemeinden für Gemeinwohl im Limbacher Land“. Kirchenmitglieder sollen dadurch zur aktiven Mitarbeit in den Bürgerinitiativen und Arbeitsgemeinschaften motiviert werden und dort als Christen Stellung beziehen.

Die Zusammenarbeit zwischen diakonischen Trägern und Kirchengemeinden wird auch durch ein

weiteres Projekt unterstützt: „Mit Herz und Tat“ heißt das Handbuch für Diakoniebeauftragte, das von einem Redaktionskreis Haupt- und Ehrenamtlicher aus Kirche und Diakonie gemeinsam erstellt wurde. Es soll eine Arbeitshilfe für die Diakonieausschüsse

oder die Diakoniebeauftragten in den Kirchengemeinden sein. Es vermittelt die theologischen und rechtlichen Hintergründe der Arbeit der Gemeindediakonie und skizziert deren Aufgaben und finanzielle Ausstattung.

Netzwerk- und Beratungsbüro der KBS im Diakonie Zentrum
Rembrandtstraße 13b | 09111 Chemnitz
www.stadtmission-chemnitz.de | www.buntesbuergerforum.de · www.zivilcourage-sachsen-ulli.de

Austausch und Beratung

„Stiftskirchencafé Kaiserslautern“ und „Café Lichtblick“ in Pirmasens setzen auf Hilfe zur Selbsthilfe

Informell und informativ: Diese Idee steht hinter dem „Stiftskirchencafé“ der Protestantischen Gesamtkirchengemeinde Kaiserslautern wie auch hinter dem „Café Lichtblick“ der Protestantischen Johanneskirchengemeinde in Pirmasens. Die Cafés sind niederschwellige Angebote für Menschen, die Hilfe und Beratung suchen, sich informieren und gegenseitig unterstützen, Erfahrungen austauschen und miteinander ins Gespräch kommen möchten. Sie ermöglichen Teilhabe am Leben in der Gemeinde und stabilisieren soziale Kontakte.

Das „Stiftskirchencafé“ wurde 2011 ins Leben gerufen. „Wir bieten hier Beratung zu allgemeinen Themen an, zum Beispiel werden Gesetzesänderungen vorgestellt und rechtliche Grundlagen vermittelt oder es gibt Fachvorträge zu Themen wie Grundsicherung im Alter oder auch Tipps zum kostengünstigen Kochen“, erklärt Torsten Wilhelm, Sozialpädagoge beim Evangelischen Gemeindedienst Kaiserslautern. Die Fachvorträge dienen nicht nur der Information, sondern regen auch jedes Mal zu Diskussionen und Gesprächen zwischen den Cafébesuchern an. „Das ist so gewollt. Im Gegensatz zu Einzelberatungen, in denen wir jedem Hilfesuchenden alles

erläutern, tauschen sich unsere Besucher hier aus und geben ihre eigenen Erfahrungen wieder“, sagt Wilhelm. „Am Anfang waren wir zunächst skeptisch, ob in einer Gruppe so offen berichtet wird. Jetzt wissen wir, dass das gut funktioniert.“ So wird nicht nur die Fachkompetenz der Klientinnen und Klienten gestärkt, sondern auch die Eigenverantwortung und das Selbstbewusstsein. „Sie machen bei uns die Erfahrung, dass hier jemand ihre Meinung hören möchte und ihre Ideen und Tipps für andere wertvoll und hilfreich sind. Es stärkt das Selbstwertgefühl, wenn man kompetent auftreten und auch von Erfolgen berichten kann und nicht immer nur der Bittsteller ist“, verdeutlicht Wilhelm das Konzept.

Auch für die Mitarbeiter ist das „Stiftskirchencafé“, das jeden letzten Dienstagvormittag im Monat stattfindet, eine wichtige Anregung. Denn bei den Diskussionen und Gesprächen wird auch bewusster, wo bei den Besuchern der Schuh besonders drückt, welche Bedarfe bestehen. Kooperationen gibt es mit den protestantischen Kindertagesstätten in Kaiserslautern, mit den protestantischen Kirchengemeinden, dem Haus der Diakonie, der Caritas, der „Neuen Arbeit Westpfalz“, dem Jobcenter, dem Re-

ferat Soziales und der Arbeiterwohlfahrt. Eine hauptamtliche Mitarbeiterin übernimmt die Vorbereitung, Koordination und Moderation mit etwa fünf Arbeitsstunden pro Monat.

Auf eine lange Geschichte kann das „Café Lichtblick“ der Protestantischen Johanneskirchengemeinde in Pirmasens zurückblicken. Es wurde bereits 1999 als Anlaufstelle für erwerbslose Menschen gegründet – zu einem Zeitpunkt, als viele Arbeiter in der Schuhindustrie von einer Kündigungswelle betroffen waren und insbesondere Hilfsarbeiter keine Chancen mehr auf einen Job im ersten Arbeitsmarkt hatten. Mit dem Café wollte sich die Gemeinde bewusst sozial mehr engagieren und ein Signal setzen. Heute kümmert sich Gemeindepädagoge Manfred Vogel um die Arbeitssuchenden. Gerade Menschen, die strukturbedingt aus dem Berufsleben fallen, finden

hier in einem informellen Rahmen eine Möglichkeit zum Austausch und zur Beratung und Hilfe. Die Besucher werden beim Schreiben von Bewerbungen unterstützt, es gibt (Einzel)Bewerbertraining, die Möglichkeit der Stellenrecherche im Internet und der Zeitung. Im Café stehen dafür Computer zur Verfügung. Bei weitergehendem Bedarf werden Einzeltermine vereinbart.

Das Café hat montags und mittwochs von 10 bis 14 Uhr sowie donnerstags von 13 bis 16 Uhr geöffnet. Enge Kooperationen bestehen mit dem Haus der Diakonie, an das zur Fachberatung verwiesen wird, mit der Arbeitsagentur und dem Jobcenter, die beide auch Klienten vermitteln. Das Netzwerk sozialer Träger ist sehr gut ausgebildet, Kontakte bestehen auch zu Caritas und Arbeiterwohlfahrt.

Evangelischer Gemeindedienst Kaiserslautern
Stiftsstraße 2 | 67655 Kaiserslautern
Telefon: +49 631 36 25 09 10
www.egdkl.de | egdkl@evkirchepfalz.de

Protestantische Johanneskirchengemeinde Pirmasens
Schlossstraße 35a | 66953 Pirmasens
Telefon: +49 63 31 28 67 70
www.johanneskirche-pirmasens.de/cafe-lichtblick | cafe.lichtblick@johanneskirche.info

Das gute Gefühl, gebraucht zu werden

„Neue Arbeit Westpfalz“ bietet Arbeit, Qualifizierung und Beratung

„Einen roten Teppich hat noch keiner für uns ausgerollt“, sagt Gabi Schellhammer. Die Geschäftsführerin des Vereins „Neue Arbeit Westpfalz“ braucht vor allem eines für ihre Arbeit: viel Biss und Durchhaltevermögen. Das benötigen auch die arbeitslosen Menschen, denen die NAW Arbeit, Qualifizierung und Beratung im Rahmen eines Betriebes anbietet.

Wie „groß“ die gesellschaftliche Anerkennung von Hilfsprojekten für Arbeitslose ist, zeigt sich unter anderem bei der Spendenbereitschaft. „Gerade in unserer individualisierten Gesellschaft ist Arbeitslosigkeit immer noch ein Thema, das viele mit Versagen und Schuldzuweisungen verbinden. Das Hilfesystem wird immer komplizierter und viele Außenstehende

fragen: Warum findet diese Person keine Arbeit? Wir mit unserem christlichen Hintergrund sagen: Wer Hilfe braucht, soll Hilfe bekommen.“

Die Teilnehmer der Arbeits- und Qualifizierungsmaßnahmen kommen aus dem Stadtgebiet Kaiserslautern und werden für die Dauer von sechs Monaten einer der Arbeitsgruppen aus den Bereichen Dienstleistungen, Forst, Garten, Haushaltsassistent, Holzwerkstatt, Maler, Reinigung und Warenhaus zugewiesen. Der Verein ist Mitglied im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche der Pfalz. Er arbeitet mit den Spitzenverbänden der freien Wohlfahrtspflege und mit den anderen sozialen Einrichtungen im Raum Kaiserslautern zusammen, die sich ebenfalls an arbeitslose Frauen und Männer richten.

„Die Bandbreite unserer Teilnehmer ist groß“, sagt Schellhammer. Junge Menschen seien genauso darunter wie ältere Menschen, Frauen und Männer verschiedener Herkunft, Teilnehmer mit Hauptschulabschluss wie auch mit Hochschulstudium, Menschen mit geringer Arbeitserfahrung oder „alte Hasen“, die nach 30 Arbeitsjahren ihren Job verloren haben. Eines eint sie aber alle: „Sie leben aus verschiedenen Gründen in einer so belastenden Situation, dass ihnen oft die Energie fehlt, sich erfolgreich auf dem ersten Arbeitsmarkt zu präsentieren“, erklärt Gabi Schellhammer. Die Arbeit in den NAW-Projekten gebe ihnen wieder das Gefühl, gebraucht zu werden, Erfolg zu haben und auch Misserfolge durchstehen zu können. „Die Menschen kommen endlich wieder einmal aus dem Haus, haben durch ihre Kollegen soziale Kontakte und eine Tagesstruktur. Das stärkt sie ungemein“, verdeutlicht Schellhammer. Zudem werden die Teilnehmer auch sozialpädagogisch betreut und begleitet.

Die Festigung der Persönlichkeit ist natürlich nicht

das alleinige Ziel der Maßnahmen. „Es geht immer darum, neue Dinge zu lernen, auch bei den rein praktischen Tätigkeiten wie in der Holzwerkstatt oder bei den Haushaltsauflösungen“, erklärt Gabi Schellhammer. Darüber hinaus gibt es aber auch Arbeitsgelegenheiten mit Qualifizierung und beruflicher Weiterbildung. So zum Beispiel die Qualifizierung zur Pflegekraft „Haushaltsassistent“, die eine Maßnahme der Förderung beruflicher Weiterbildung (FbW) ist und durch den Europäischen Sozialfonds gefördert wird. Das Projekt läuft seit 2007 sehr erfolgreich. „Hier liegt unsere Vermittlungsquote in den ersten Arbeitsmarkt bei über 50 Prozent“, berichtet die Geschäftsführerin, die auch eine besondere Erfolgsgeschichte zu erzählen weiß: „Eine unserer Teilnehmerinnen studiert heute Medizin. Sie hatte Abitur und war nach einem Bruch in ihrer Biografie ALG-2-Empfängerin. In unserer Maßnahme hat sie wieder so viel Motivation und Selbstbestätigung gefunden, dass sie sich für ein Studium entschieden hat.“

Ein weiteres erfolgreiches Projekt ist das Warenhaus „Schatzkiste“ in der Pariser Straße in Kaiserslautern, das in jeder Hinsicht nachhaltig ist: Möbel und Hausrat aus Haushaltsauflösungen werden im Stadtgebiet eingesammelt, in der Holzwerkstatt repariert und aufgearbeitet, um dann in der Schatzkiste verkauft zu werden. Das freut die Spender, die ihre gebrauchten Waren für einen guten Zweck spenden. Das freut die – finanziell benachteiligten – Kunden, die für wenig Geld neue Möbel kaufen können. Das freut die Umwelt, weil sich die Lebensdauer von Gebrauchsgegenständen dadurch verlängert und Ressourcen geschont werden. „Das läuft wirklich gut, obwohl wir natürlich weit vom Schick eines Kaufhauses entfernt sind. Aber wir schauen, dass wir mit unseren Mitteln, mit viel Liebe und Sorgfalt das Beste daraus machen“, sagt Gabi Schellhammer.

Neue Arbeit Westpfalz
Tirolfstraße 16 | 67657 Kaiserslautern
Telefon: +49 631 41 68 80 | Telefax: +49 631 41 68 81 8
www.naw-kl.de | info@naw-kl.de

Praxisforum

Menschen mit Behinderung

„Auf dem Weg zur Inklusion“

Unterstützungsangebote für Menschen mit Behinderungen

1. Von der Fürsorge zur Teilhabe

Bereits in dieser Überschrift kommt ein grundlegender Wandel zum Ausdruck, den die Arbeit mit behinderten Menschen – nicht nur die diakonische – erfahren hat. In der Zeit der diakonischen Aufbrüche ab den 1850er Jahren waren die Angebote und Konzepte für Menschen mit Beeinträchtigungen von einem paternalistischen Fürsorgebegriff geprägt. Das Kriterium der Selbstbestimmung behinderter Menschen wurde in die deutsche Gedankenwelt erstmals durch die nach Ende des Zweiten Weltkriegs entstehenden Kriegsversehrtenverbände eingebracht.

Die ab etwa 1970 entstehende „Krüppelbewegung“ lehnte eine Interessenvertretung durch nichtbehinderte Funktionäre oder Eltern scharf ab und forderte gleiche Chancen und Rechte ein. Aus der Psychiatrie kamen etwa zur gleichen Zeit weitere wichtige Impulse. Der 1975 vorgelegte Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland der Enquête-Kommission des Bundestages wies auf teilweise erschreckende Lebensumstände psychisch kranker Menschen hin und empfahl unter anderem Beratungsdienste und Selbsthilfegruppen zu fördern, eine gemeindenahe Versorgung aufzubauen und die großen psychiatrischen Krankenhäuser zu dezentralisieren.

Diese Leitkategorien der selbstbestimmten Teilhabe, der Selbsthilfe, der Dezentralisierung und der gemeindenahen Versorgung bestimmen, wie auch das Prinzip der Gleichstellung, die Angebote für behinderte Menschen bis heute. Sie fanden ab den 1990er Jahren Eingang in die geltenden rechtlichen Rahmenbedingungen, die vor allem durch die Sozialgesetzbücher (SGB) IX und XII gesteckt werden und damit auch in das Leistungsrecht, also in die konkreten Rechtsansprüche behinderter Menschen.

2. Rahmenbedingungen: Wohnen, Betreuen, Teilhabe am Arbeitsleben

Als behindert im Sinne des Gesetzes gelten Menschen, „wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist.“ (§ 2, Abs.1 Satz 1 SGB IX) Diese Menschen haben Anspruch auf Leistungen, die insbesondere in den §§ 53 ff SGB XII geregelt sind. Wenn ein Mensch in diesem Sinne anspruchsberechtigt ist, wird – so das Vorgehen in Rheinland-Pfalz – in einer Teilhabekonferenz, an der der Betroffene beteiligt ist, beraten, welche Unterstützungsleistungen erforderlich sind. Grundlage für die Gestaltung des Unterstützungsprozesses ist seit 2003 der „Individuelle Teilhabeplan“ (THP), mit dem der behinderte Mensch sich selbst Ziele setzt, die er, mithilfe ambulanter oder stationärer Unterstützungsleistungen, erreichen möchte. Zur Finanzierung kann er sich (in Rheinland-Pfalz ab 2004) für ein „Persönliches Budget“, also für eine Geldleistung entscheiden, mit der er die Unterstützung einkaufen kann, die er benötigt und zwar dort, wo er es für sinnvoll hält. Die Höhe orientiert sich an seinem im THP ermittelten persönlichen Unterstützungsbedarf.

Ein wichtiges Feld der gesellschaftlichen Teilhabe für Menschen mit Behinderungen ist die Teilhabe am Arbeitsleben und die berufliche Rehabilitation. Im Mittelpunkt steht die berufliche Bildung und Qualifizierung. Dazu existiert ein differenziertes Feld von Einrichtungen und Diensten, wie die Berufsbildungswerke für die Erstausbildung oder die Integrationsfachdienste für die Begleitung am Übergang Schule/Beruf.

Kann ein Mensch aufgrund der Schwere der Behinderung (noch) keiner Tätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nachgehen, stehen ihm die Möglichkeiten der Förderung und Beschäftigung in einer Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) zur Verfügung.

Dort findet er in der Regel ein breites Spektrum von Qualifizierungs- und Beschäftigungsangeboten, aus denen er je nach den individuellen Interessen und seiner Leistungsfähigkeit eine Auswahl treffen kann. Das wichtigste Ziel ist auch hier die Eingliederung in den allgemeinen Arbeitsmarkt, beispielsweise durch Praktika in Betrieben, die die WfbM vermittelt oder durch ausgelagerte Arbeitsplätze, die direkt in Unternehmen angesiedelt sind. In den etwa 90 Werkstätten für behinderte Menschen in Rheinland-Pfalz nehmen derzeit rund 13.500 Menschen ein Bildungs- und Beschäftigungsangebot in Anspruch, das stets arbeitnehmerähnlich gestaltet ist. Einen direkten Einstieg in den allgemeinen Arbeitsmarkt bieten die über 60 Integrationsfirmen in Rheinland-Pfalz.

3. Auf dem Weg zur Inklusion

Die Arbeit mit behinderten Menschen hat durch die Verabschiedung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen im März 2009 eine entscheidende Weiterentwicklung erfahren. Behinderung wird hier nicht als individuelles Schicksal, sondern als Wechselwirkung zwischen den Beeinträchtigungen einer Person und den Barrieren in der Gesellschaft gedeutet (vgl. dazu den Aktionsplan der Landesregierung). Im Mittelpunkt dieses weltweiten Konsenses steht der Leitgedanke der Inklusion, also der vollen, selbstbestimmten gesellschaftlichen Teilhabe. Eine weiter wachsende Bedeutung werden auf diesem Hintergrund ambulante Assistenzleistungen erhalten, also Unterstützungsangebote, die in der individuellen Lebenswelt der eigenen Wohnung erbracht werden. Daraus ergeben sich auch Aufgaben und Anforderungen an die Gemeinwesen und die Gesellschaft. Ihre Strukturen müssen so beschaffen sein, dass sie der Vielfalt der Lebensentwürfe und

–situationen Rechnung tragen und diese als Bereicherung begreifen lernen.

Kirche und Diakonie haben hier die besondere Chance, durch eine enge Verbindung zwischen Kirchengemeinden und Diensten bzw. Einrichtungen beispielgebend Impulse für die Inklusion von Menschen mit Behinderungen zu setzen. Dies wird vor allem dort gelingen, wo behinderte Menschen bewusst in ihrer Rolle als Gemeindeglieder wahrgenommen werden.

Durch Prozesse der Dezentralisierung und Ambulantisierung, d.h. der Unterstützung von Menschen beim Umzug aus dem Heim in eine eigene Wohnung und danach in der individuellen Häuslichkeit, haben sich insbesondere die diakonischen Einrichtungen in Rheinland-Pfalz auf den Weg gemacht, ihre Angebote für Menschen mit Behinderungen der Perspektive der Inklusion folgend zu überprüfen. Wichtig ist dabei, dass an diesen Entwicklungen alle behinderten Menschen partizipieren können, wenn sie es möchten. Dem Gedanken der Inklusion diametral entgegen stünde es, wenn etwa Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf von diesen Möglichkeiten ausgeschlossen (exkludiert) würden, während sich die stationäre Eingliederungshilfe gleichsam zu einem Residualsystem entwickeln würde, in dem diese Menschen verbleiben. Es wird eine Frage an die Gesellschaft sein, ob sie die höheren Kosten, die für dezentrale und ambulante Angebote für Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf im Vergleich zu den bisherigen Kosten einer Betreuung in einer Einrichtung eventuell entstünden, tragen kann und will.

Direktor Pfarrer Martin Bach

Direktor Pfarrer Martin Bach
Evangelisches Diakoniewerk Zoar
Inkelthalerhof | 67806 Rockenhausen
Telefon: +49 63 61 45 2-114
www.zoar.de

„Die Gesellschaft ist dafür bereit“

Kreuznacher Diakonie verwirklicht inklusives Wohnprojekt

In Gemeinschaft leben und sich gegenseitig unterstützen. Das ist der Kerngedanke eines Wohnprojektes, das die Kreuznacher Diakonie in Mainz-Gonsenheim verwirklichen wird. „Menschen mit und ohne Behinderung werden hier generationenübergreifend zusammenleben“, erklärt Dr. Ilka Sax-Eckes, Geschäftsführerin der Heilpädagogischen Einrichtungen Kreuznacher Diakonie. Gemeinsam mit dem Dekanat Mainz und der Kirchengemeinde Mainz-Gonsenheim habe man sich auf den Weg gemacht, die Idee entwickelt und verfolgt. Das Wohnprojekt wird auf einer Fläche von 7000 Quadratmetern verwirklicht: 5000 Quadratmeter befinden sich im Besitz des Dekanates Mainz, 2000 Quadratmeter gehören der evangelischen Kirchengemeinde Mainz-Gonsenheim.

800 Menschen mit geistiger Behinderung und psychischer Erkrankung werden in den Heilpädagogischen Einrichtungen Kreuznacher Diakonie betreut und unterstützt. Bis zum Jahr 2018 werden 144 stationäre Plätze dezentralisiert. So sieht es der Dezentralisierungsprozess vor, der 2008 auf einer großen Zukunftskonferenz angestoßen wurde. „Das heißt, diese Plätze werden an den großen Standorten abgebaut und gemeindenah wieder aufgebaut.“ Mainz-Gonsenheim ist dabei eines von fünf Projekten.

18 stationäre Plätze für Menschen mit Behinderungen wird es im Wohnkomplex geben. Darüber hinaus entstehen sechs Apartments, in denen Menschen mit Behinderung ambulant unterstützt werden. Ein Service- und Begegnungszentrum soll etabliert und allen Bewohnern der Anlage zur Verfügung stehen – für die Tagespflege und Tagesförderung genauso wie als Treffpunkt und zur Freizeitgestaltung. Zuschnitt und Größe der barrierefreien Wohnungen sind so gestaltet, dass sie die verschiedenen Personenkreise ansprechen, die hier einziehen sollen: junge Familien mit behinderten und nicht behinderten Kindern, Alleinerziehende, Menschen mit Behinderungen, alte Menschen, StudentInnen.

Die professionellen Dienstleistungen werden durch aktive Nachbarschaftshilfe unterstützt. „Das Konzept Wohnen gegen Hilfe wird bereits in unserer Seniorenhilfe im Saarland praktiziert und hat sich bewährt. Dabei können junge Menschen zu günstigen Mieten wohnen und verpflichten sich im Gegenzug für eine gewisse Stundenzahl zu aktiver Mitarbeit“, erklärt die Geschäftsführerin. Prinzipiell sind viele Dienstleistungen denkbar – Einkaufen, Kochen, Basteln, Vorlesen, ein gemeinsamer Spaziergang. „Alles außer fachlicher Betreuung, die ausschließlich von Fachpersonal geleistet wird“, fasst Sax-Eckes zusammen.

Durch die Öffnung in das Gemeinwesen hinein wird auch die tägliche Arbeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sichtbarer. Durch die Vernetzung von verfasster Kirche und professioneller Diakonie, Gemeinde und Dekanat, die Kooperation mit Dienstleistern vor Ort und die Integration ganz verschiedener Gruppen in das Wohnprojekt entsteht eine breite Öffentlichkeit mit vielen Akteuren. „Unsere Mitarbeiter freuen sich, ihre Arbeit zeigen zu können. Sie wissen, dass sie mit ihrer Arbeit unsere ganze Einrichtung repräsentieren und in ihrem Umgang mit Menschen mit Behinderung auch beispielgebend für Andere sind“, sagt Sax-Eckes.

Durch die enge Zusammenarbeit mit Dekanat und Kirchengemeinde hat schon ein Elternkreis aus Mainz-Gonsenheim Interesse an dem Projekt bekundet. Und natürlich freuen sich Bewohner der Einrichtungen der Kreuznacher Diakonie auf ihr neues Domizil. Darüber hinaus gab es auch viele Anfragen von älteren Menschen, die gern einziehen möchten. „Das Interesse ist da“, sagt Sax-Eckes.

„Solche Projekte sind die Zukunft. Man hat langsam verstanden, dass das individualisierte Leben, wo jeder nur nach sich selbst guckt, keinen Blick mehr für andere hat – für die Nachbarschaft, für die Nöte

drumherum –, dass das der Vergangenheit angehört. Ich glaube, es ist wieder eine andere Tendenz spürbar. Es besteht der Wunsch nach mehr Gemeinsamkeit, auch nach mehr Gemeinschaft. Wir bewegen uns wieder mehr hin in Richtung Achtsamkeit, auch

dem anderen gegenüber. Es gibt gewisse Gruppierungen, denen das einfach ein Anliegen ist. Wir geben diesem Anliegen einen Raum – im wahrsten Sinne des Wortes. Insofern trifft unser Angebot auf eine Gesellschaft, die dafür bereit ist.“

Dr. Ilka Sax-Eckes | Geschäftsführerin Heilpädagogische Einrichtungen Kreuznacher Diakonie
Talweg 10 | 55590 Meisenheim
Telefon: +49 67 53 10-363 | Telefax: +49 67 53 10-278
www.kreuznacherdiakonie.de | saxeckil@kreuznacherdiakonie.de

Mittendrin statt außen vor

Lokaler Teilhabekreis Kusel engagiert sich für die Integration von Menschen mit Behinderungen

Im Neuen Testament finden sich zahlreiche Beispiele, wie Menschen, die am Rand der Gesellschaft lebten, durch Jesus in deren Mitte geholt wurden. Menschen in die Mitte der Gesellschaft zu holen, ist auch in den Hilfen für Menschen mit Behinderungen zum Paradigma geworden. Ein gutes Beispiel gelebter Integration findet sich in Kusel, wo ein Bürgerforum sich des Themas annahm. Initiator ist das Haus im Westrich, eine Wohn- und Förderstätte des Gemeinschaftswerkes für Menschen mit Behinderungen, Landstuhl. Mehr als 100 Interessierte hatten sich zusammengefunden, um nach dem „Open Space“-Prinzip, einer Großgruppenmethode, miteinander ins Gespräch zu kommen. Daraus erwuchs ein lokaler Teilhabekreis, dem neben dem Haus im Westrich die evangelische und katholische Kirchengemeinde, das Gymnasium, das Mehrgenerationenhaus sowie Mitarbeiter und Ehrenamtliche angehören. Das Netzwerk hat bereits zahlreiche Kontakte ermöglicht. Die Aktion Mensch unterstützt das Projekt.

Galt früher noch die Maxime, dass Einrichtungen auf der grünen Wiese gebaut werden, um die Menschen

mit Behinderungen „vor den Gefahren“ des Alltags zu beschützen, so ist spätestens seit der Ratifizierung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen durch den Deutschen Bundestag im Jahr 2009 der Begriff der Inklusion handlungsleitend. Inklusion bedeutet, dass Menschen mit Behinderungen von Beginn an in der Mitte der Gesellschaft leben sollen.

Doch wie kommen Menschen mit Behinderungen in der Gemeinde an? Im Haus im Westrich tragen konzeptionelle Überlegungen dazu bei. So entstand der Neubau, eröffnet 2009, in der Innenstadt von Kusel, von wo aus sich Einkaufs-, Kultur- und Freizeitmöglichkeiten fußläufig erschließen lassen. Nach der Fertigstellung wurde mit der Vernetzung in die Gemeinde begonnen. Einen besonderen Stellenwert hat die Einbindung der Bewohner in das Gemeindeleben der Kirchen- und Pfarrgemeinde.

Der lokale Teilhabekreis sorgt dafür, dass die Kontakte dauerhaft gehalten und neue Begegnungen geplant werden. Er trifft sich drei bis vier Mal im

Jahr. Daneben werden weiterhin direkte Kontakte zwischen der Evangelischen Kirchengemeinde und dem Haus im Westrich gepflegt. Der Besuch von Konfirmanden in der Einrichtung, der Besuch des Festes der langen Tafel oder der Adventsandacht in der Kuseler Stadtkirche durch die Bewohner des Hauses im Westrich sind einige Beispiele für bereits erfolgte Begegnungen. Um die Besuche zu ermöglichen, haben die Konfirmanden beim Schieben der Rollstühle mitgeholfen.

Weitere Begegnungen sollen in der nächsten Zeit stattfinden. Der Teilhabekreis hat die Vision, dass die Bewohner des Hauses im Westrich ganz selbstverständlich zur Kirchengemeinde gehören. Dafür gibt es Unterstützung durch die Aktion Mensch, ein

Projekt soll die Netzwerkarbeit in Kusel fördern. Mit der neu geschaffenen Stelle einer Betreuungs- und Koordinierungskraft hat eine Mitarbeiterin genügend Freiräume, um sich um die nächsten Schritte in der Zusammenarbeit zu kümmern. Dazu zählen der Aufbau von Netzwerken, die Anbahnung von Kooperationen, die Einbindung von Ehrenamtlichen und die Begleitung von Menschen mit Behinderungen zu Veranstaltungen. Unterstützt wird sie vom lokalen Teilhabekreis.

Menschen mit Behinderungen in die Mitte der Gesellschaft zu integrieren: In Kusel ist man auf einem guten Weg dorthin. Schritt für Schritt wollen ihn Kirchengemeinde und Haus im Westrich gemeinsam weiter gehen.

Haus im Westrich | Gesamtleiter André Völlers
Trierer Straße 83 | 66869 Kusel
Telefon: +49 63 81 92 05 0
www.gemeinschaftswerk.de | info@haus-im-westrich.de

Der doppelte Weg in die Zukunft

Das Evangelische Diakoniewerk „Zoar“ setzt auf Standortwandel und Dezentralisierung

Menschen mit Behinderung die gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu ermöglichen ist heute ein selbstverständlicher gesellschaftlicher und politischer Anspruch. Für das Evangelische Diakoniewerk „Zoar“ in Rockenhausen und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter war es schon immer die Richtschnur des Handelns. „Bis das Stichwort Inklusion in die Debatte kam, habe ich immer gesagt: Unsere Aufgabe ist Integration. Wir haben nicht den Auftrag, dass Menschen zu uns kommen und den Rest ihres Lebens hier verbringen. Wir fragen immer, wie können wir Menschen befähigen, einen weiteren Schritt auf dem Weg in ein selbst-

bestimmtes Leben zu gehen. Welche Angebote, welche Konzepte sind für die Verwirklichung dieses Zieles sinnvoll“, erklärt Pfarrer Martin Bach, Direktor des Evangelischen Diakoniewerks Zoar.

Vor diesem Hintergrund wurde auf einem Zukunftskonferenz im Jahr 2009 die generelle Frage gestellt: Hat der Inkelthalerhof als stationäre Einrichtung überhaupt noch eine Zukunft? Die Antwort fiel eindeutig aus: Ja, denn der Inkelthalerhof ist ein guter Ort zum Leben und die Einrichtung ist fest in der Gemeinde Rockenhausen verankert. „Wir gehen auf dem Inkelthalerhof den doppelten Weg des Standortwandels und der Dezentralisierung“, erklärt Bach.

Noch vor 30 Jahren hatte der Inkelthalerhof 635 Bewohner, heute sind es 240, in Zukunft werden 168 Menschen mit Behinderung auf dem Inkelthalerhof leben. Der Inkelthalerhof soll sich zu einem inklusiven, attraktiven Stadtteil von Rockenhausen entwickeln: einem Ort, an dem junge und alte Menschen mit und ohne Behinderungen zusammen wohnen.

Im Zuge der Dezentralisierung werden 72 Menschen in verschiedene andere Einrichtungen umziehen: im Idealfall in kleinen Gruppen und zurück oder in die Nähe ihrer ursprünglichen Gemeinde. Zugleich wird der Standort Inkelthalerhof in ein lebendiges Quartier mit ansprechender Freizeit-, Verkehrs- und Versorgungsinfrastruktur umgestaltet. Die Öffnung nach außen macht das Angebot von Bauplätzen, die Umgestaltung der Wohnhäuser sowie den Umbau aller Doppel- zu Einzelzimmern erforderlich. Die schon vorhandenen Freizeitmöglichkeiten sollen erweitert werden. „Die ersten Tiere für den Streichelzoo sind schon da!“ Auch die Buslinie soll ausgebaut und eine gute Versorgung der Bewohner mit Dingen des täglichen Bedarfs sichergestellt werden.

„Zoar“ hat für diesen Zukunftsprozess eigens drei neue Mitarbeiter engagiert. Vor wenigen Wochen haben ein Integrationsmanager, ein Projektmanager und eine Bauingenieurin ihre Arbeit aufgenommen. Der Integrationsmanager hilft den Menschen, die vom Inkelthalerhof in eine neue Gemeinde ziehen. „Er knüpft zum Beispiel Kontakte mit Vereinen,

Nachbarn und Behörden und bereitet sie so auf die neuen Mitbewohner vor. Wir wollen den Prozess der Inklusion und auch die örtlichen Gemeinwesen auf dem Weg dahin unterstützen. Was wir in jedem Fall vermeiden wollen, ist, dass Menschen hier bei uns oder in ihrem neuen Zuhause in eine Ghettosituation geraten“, verdeutlicht Bach die Aufgaben des Integrationsmanagers.

Auch am Standort Rockenhausen ist die Zusammenarbeit und die Vernetzung mit der Kommune und örtlichen Partnern eine wichtige Voraussetzung für die Zukunft des Inkelthalerhofs. Ein Instrument dafür ist das Stadtteilforum, das erstmals im Jahr 2010 veranstaltet wurde und in regelmäßigen Abständen wiederholt werden soll. „Miteinander ins Gespräch zu kommen war und ist wichtig. Die Veranstaltung ist auf reges Interesse gestoßen und wir alle profitieren von den Erfahrungen und Kenntnissen der Menschen, die sich daran beteiligt haben“, sagt Bach über diese Form der Bürgerbeteiligung. Auch eine Kooperation mit der Integrierten Gesamtschule Rockenhausen wurde gegründet, aus der eine Schüler-AG hervorgegangen ist.

„Wir ermöglichen Inklusion - auch im Rahmen unseres stationären Angebots. Die Menschen leben in einem Gemeinwesen, das nicht mehr Sondergebiet ist, sondern ein ganz normaler Stadtteil. Das ist unsere Vision.“

Direktor Pfarrer Martin Bach
Evangelisches Diakoniewerk Zoar
Inkelthalerhof | 67806 Rockenhausen
Telefon: +49 63 61 45 2-114
www.zoar.de

Offen für alle

Pauluskirchengemeinde Landstuhl-Atzel: Barrierefreie Bauweise setzt Zeichen für mehr Teilhabe

Vielleicht beginnt das Miteinander der Protestantischen Kirchengemeinde im Landstuhler Stadtteil Atzel mit der Reha-Westpfalz, einer Einrichtung des Gemeinschaftswerkes für Menschen mit Behinderungen, Landstuhl, mit Schule, Kindertagesstätte, Wohnheim und Tagesförderstätte, erst richtig mit dem Neubau der Pauluskirche im Jahr 1999. Schon zuvor waren Jugendliche, die in der Reha-Westpfalz betreut wurden, nach getrenntem Konfirmandenunterricht in einem gemeinsamen Gottesdienst in der Stadtkirche konfirmiert worden, sonst bestanden keine weiteren Beziehungen. Das hat sich in den letzten Jahren deutlich geändert.

Schon beim Neubau der Pauluskirche in Landstuhl-Atzel, in die das Jugendhaus SPOTS integriert werden sollte, standen auch andere Entscheidungen an. Dazu gehörte die Frage, wie der Tatsache Rechnung getragen werden sollte, dass die Reha-Westpfalz nicht nur im Gebiet der Kirchengemeinde liegt, sondern dass auch viele Menschen, die dort im Wohnheim lebten, Mitglieder der Kirchengemeinde waren. Das Presbyterium entschloss sich, das Signal zu setzen, dass ihm an der Teilnahme aller am Gemeindeleben gelegen war: Der Neubau wurde komplett barrierefrei geplant. Das galt auch für den Erweiterungsbau „Haus der Begegnung“, der im Herbst 2011 fertiggestellt wurde.

Nun war es möglich, die Jugendlichen der Reha-Westpfalz in einem eigenen Gottesdienst in der Pauluskirche zu konfirmieren. Die Gottesdienste haben ihren eigenen Rhythmus, ihre eigene Zeit, ihre eigene Gestalt und sind eine Bereicherung des Gemeindelebens. Regelmäßig besuchen Bewoh-

ner des Reha-Wohnheims den Gottesdienst in der Pauluskirche. Dazu gehört auch die Tasse Kaffee im Gemeindesaal. Der Schritt zum Besuch des „Café Kirchenkuchen“ mittwochs in der Pauluskirche war dann nicht mehr weit.

In der Tagesförderstätte der Reha-Westpfalz findet zweimal im Monat ein Gesprächskreis statt. Neben Bibelarbeiten, Gesprächen und Vorträgen werden gemeinsame Ausflüge und Andachten geplant. Daneben bereitete der Gesprächskreis zusammen mit Kindern und Jugendlichen aus der Gemeinde den Gottesdienst anlässlich des Reha-Festes vor.

In den Räumen der Kirchengemeinde trifft sich seit fünf Jahren ein Integrativer Kreis, in dem sich junge Erwachsene mit und ohne Behinderung treffen. Leiter ist Presbyter Boris Bohr, dessen körperbehinderte Tochter selbst diesen Kreis besucht. Bohr regte auch – mit Unterstützung der Kreissparkasse Kaiserslautern – den Kauf eines Busses mit einer Hubbühne für Rollstühle an. Er wird bei gemeinsamen Ausflügen eingesetzt und bei der jährlichen Familienfreizeit der Kirchengemeinde in die Niederlande in barrierefreie Häuser. Im Jugendhaus SPOTS finden regelmäßig gemeinsame Aktionen mit Kindern und Jugendlichen aus der Reha-Westpfalz statt. Daneben gibt es viele Anlässe, bei denen die Kirchengemeinde in der Reha-Westpfalz zu Gast ist.

„Eigentlich war von all dem nichts geplant, wir hatten kein Projekt vor Augen, wir haben getan, was wir für richtig hielten und die Dinge haben sich entwickelt“, resümiert Pfarrer Rüdiger Hofmann. Wegweisend sei die Entscheidung gewesen, barrierefrei zu bauen.

Pfarrer Rüdiger Hofmann
Pauluskirchengemeinde Landstuhl-Atzel
Königsberger Straße 7A | 66849 Landstuhl
Telefon: +49 63 71 12 07 36

Voll normal

Landstuhler Jugendhaus SPOTS: Gemeinsame Angebote für Kinder mit und ohne Behinderung

Im Landstuhler Jugendhaus SPOTS der Pauluskirche finden regelmäßig gemeinsame Aktionen mit Kindern und Jugendlichen aus der Reha-Westpfalz statt, einer Einrichtung des Gemeinschaftswerkes für Menschen mit Behinderungen, mit Schule, Kindertagesstätte, Wohnheim und Tagesförderstätte. SPOTS-Mitarbeiter und Sozialpädagoge Oliver Quartier kann dann oft beobachten, wie aus wilden Kerlen plötzlich rücksichtsvolle und fürsorgliche Jungs werden. „Wenn sie mit behinderten Kindern unterwegs sind, passen sie sich automatisch deren Tempo an“, erzählt Quartier.

Seit mehr als fünf Jahren finden gemeinsame Ferienaktionen in Kooperation mit der Schule der Reha-Westpfalz statt, und regelmäßig besuchen die Kinder des Mädchentreffs und Kindertreffs die Kinder in der Reha. Behinderte und nicht behinderte Kinder und Jugendliche basteln, backen, toben und spielen dann miteinander. Und ganz nebenbei bauen sie Berührungsgänge ab. Ziel der integrativen Arbeit im Jugendhaus ist es, die Kinder und Jugendlichen mit Behinderungen als ganz normale Kinder und Jugendliche wahrzunehmen – mit gleichen Bedürfnissen, Freuden, Sorgen und Ängsten.

„Es ist ganz erstaunlich, wie schnell das geht. Kinder lassen sich viel eher auf unbekannte Situationen ein. Sie fragen ganz offen und erkunden interessiert die neue Umgebung, schauen neugierig hinter die Kulissen. Und was man kennt, macht einem keine Angst mehr. Es wird zur Normalität“, erklärt Quartier. Selbst neue Teilnehmer benötigten nur eine kurze Aufwärmphase, gingen dann aber ganz unbefangen mit der für sie ungewohnten Situation um, zum Beispiel mit der oft ungestümen Freude behinderter Kinder. „Es dauert nicht lange und schon schieben sie ihre neuen Freunde mit dem Rolli durch die Turnhalle.“

Für die SPOTS-Mitarbeiter ist es immer eine Her-

ausforderung, Angebote für die gemischte Gruppe zu machen, die die Kinder weder unter- noch überfordern. Bei den gemeinsamen Ferienaktionen standen schon Besuche auf der Gartenschau Kaiserslautern, Kletteraktionen und natürlich verschiedene Kreativangebote auf dem Programm. Seit 2009 besuchen behinderte und nicht behinderte Kinder gemeinsam in den Osterferien die Mitmachausstellungen im historischen Museum der Pfalz Speyer. Die Ausstellungen haben jedes Jahr ein neues Thema, zum Beispiel Ägypten, Wikinger, Hexen und Zauberer und Ritter und Burgen. Das Museum bietet dazu immer eine Führung durch die Ausstellung und einen passenden Workshop an, bei dem die Kinder passend zum Thema etwas selbst gestalten können.

„Da ist es ganz klar, dass die nicht behinderten Kindern den behinderten Kindern helfen“, erzählt Quartier. „Das ist eine positive Erfahrung, ein Erfolgserlebnis für beide Seiten.“ Gegenseitige Achtung und Rücksichtnahme werden bei diesen gemeinsamen Erlebnissen ganz selbstverständlich eingeübt.

Einen schönen Jahresabschluss bescherten elf Laienspieler des Jugendhaus SPOTS im Dezember vergangenen Jahres mehreren Gruppen der Tagesförderstätte und des Kindergartens der Reha-Westpfalz. Die fünf- bis zwölfjährigen Kinder präsentierten dem begeisterten Publikum das Krippenspiel „Johanna und ihr Flötenspiel“. Die Geschichte des kleinen Hirtenmädchens wurde mit mehreren Flöten- und Liedern musikalisch umrahmt. Durch die authentischen Kostüme und Kulissen schafften es die Krippenspieler, die Weihnachtsgeschichte lebendig werden zu lassen.

„Wann kommen die SPOTS-Kinder wieder?“, fragen die Kinder in der Reha-Westpfalz oft. Zum Glück: ganz bald!

Praxisforum

Menschen in Krankheit

„Mit Krankheit leben“

Das evangelische Krankenhaus

Es gibt nicht viele evangelische Krankenhäuser in der Pfalz. Von den 33 Allgemeinkrankenhäusern und Fachkliniken mit 7527 Betten, die das Krankenhausverzeichnis für die Pfalz aufführt, sind gerade mal drei Krankenhäuser mit insgesamt 891 Betten in evangelischer Trägerschaft, das sind 9,1% der Häuser oder 11,8% der Betten. Im einzelnen handelt es sich um die Evangelischen Krankenhäuser in Bad Dürkheim und Zweibrücken mit zusammen 447 Betten, die der Landesverein für Innere Mission betreibt, und um das Diakonissen-Stiftungs-Krankenhaus in Speyer mit 444 Betten, das neben dem Diakoniekrankenhaus in Mannheim mit 480 Betten in Trägerschaft der Diakonissen Speyer-Mannheim steht. Einige weitere Krankenhäuser waren bis in die 1960er Jahre hinein von Diakonissen betrieben, wurden dann aber in die Trägerschaft der Landkreise gegeben.

Was die evangelischen Krankenhäuser von anderen im Land unterscheidet? Sie betreiben die gleiche hochqualifizierte Medizin wie andere Krankenhäuser auch, Viszeral- und Gefäß-Chirurgie, Gynäkologie und Geburtshilfe, Innere Medizin mit Gastroenterologie, Kardiologie und Geriatrie, Intensivmedizin, Pädiatrie, Neonatologie, Psychosomatik, Palliativmedizin.

Es gibt einige Besonderheiten. So waren die Abteilungen für Palliativ- und Schmerzmedizin der konfessionellen Häuser die Vorreiter für die flächendeckende Versorgung in diesen Bereichen. Die Geburtshilfe in Speyer ist mit über 2000 Geburten die größte Abteilung in Rheinland-Pfalz wie in der Metropolregion Rhein-Neckar. Die Geriatrie ist in konfessionellen Häusern häufig ausgebaut, auch als Tagesklinik. Ein besonderes Casemanagement ist oft etabliert, das den Übergang vom Krankenhaus nach Hause oder ins Pflegeheim optimiert. Und die evangelischen Krankenhäuser legen besonderen Wert auf Seelsorge. Neben den Klinikseelsorgerinnen, die Bistum und Landeskirche wie in kommunalen und privaten Krankenhäusern zum Dienst zur Verfügung stellt, finanzieren sie zusätzliche Seelsorgekapazitäten aus

den Erlösen der Klinik. Weil sie ihr besonderes Profil in einem verstärkten Angebot seelsorglicher Begleitung der Patientinnen und Patienten und der Mitarbeitenden in der Klinik zeigen wollen. Schließlich legen die evangelischen Krankenhäuser Wert auf die Unterstützung der Begleitung der Patienten durch die Ökumenische Krankenhaushilfe, die Grünen Damen (und Herren), und fördern dies durch umfassende Schulungs- und Betreuungsarbeit.

Daneben arbeiten sie wie alle anderen Krankenhäuser unter den Finanzierungsbedingungen des deutschen Krankenhaussystems. Sie erhalten diagnosebezogene Fallpauschalen für jeden einzelnen Behandlungsfall und müssen zusehen, wie sie mit dem Problem zurecht kommen, dass insbesondere in den letzten Jahren die Kosten stärker gestiegen sind als die Erlöse. Die Gesundheitspolitik hat die Erlössteigerungen gedeckelt, die jährlichen Steigerungsraten von etwa 0,5% blieben deutlich hinter der Entwicklung der Personalkosten und der Sachkosten für medizinischen Bedarf und Energie zurück. Dies hat zu einer ständig zunehmenden Rationalisierung der Abläufe und im Ergebnis zu einer Verdichtung der Arbeit geführt, die auch vor den Toren kirchlicher Krankenhäuser nicht Halt gemacht hat. Gelegentlich führt dies zu der Klage, früher habe man mehr Zeit für Patienten gehabt als heute und darunter leide das diakonische Profil der Arbeit. Selbstverständlich ist etwas dran an diesem Eindruck. Früher hatte man mehr Zeit. Heute sind die Arbeitsverhältnisse andere, und die Gesellschaft stellt nicht in erforderlichem Umfang Geld für Gesundheitswesen und Pflege zur Verfügung. Das hat den Druck verstärkt.

Dennoch wendet das ärztliche pflegerische und sonstige therapeutische Personal in evangelischen Krankenhäusern viel Mühe darauf, sich um die Patientinnen und Patienten zu sorgen, zugewandt zu sein und die Nöte der Menschen und die der Angehörigen im Blick zu haben. Patientenorientierte Angebote und maßgeschneiderte ganzheitliche Be-

handlungsabläufe ermöglichen, dass die Grenzen zwischen dem stationären und ambulanten Bereich überwunden werden und die Patienten mit immer komplexeren Krankheitsbildern eine optimale Behandlung erfahren. Und die evangelischen Krankenhäuser legen Wert darauf, ihre Mitarbeitenden darin zu unterstützen. Sie bieten Begleitung in der Auseinandersetzung mit Problemen des beruflichen und persönlichen Alltags, in Fragen der Wertori-

entierung und Ethik, an und sorgen so dafür, dass Kraftquellen zu finden sind, den Alltag zu bewältigen und den Menschen, die im Krankenhaus Hilfe suchen, unterstützend zu begegnen. Darin setzen sie die Tradition fort, in der Diakonissen neben Ordensfrauen Schwestern des Roten Kreuzes und anderer Organisationen die moderne Krankenpflege im 19. Jahrhundert begründet und im 20. Jahrhundert ausgebaut haben.

Pfarrer Dr. Werner Schwartz

Pfarrer Dr. Werner Schwartz | Vorsteher
Diakonissen Speyer Mannheim
Hilgartstraße 26 | 67346 Speyer
Telefon: +49 62 32 22-0
www.diakonissen.de | info@diakonissen.de

Anspruch auf Betreuung am Lebensende

Sozialstation Ludwigshafen engagiert sich im SAPV-Versorgungsteam

Schwerstkranke Menschen mit einer nicht heilbaren, fortschreitenden oder weit fortgeschrittenen Erkrankung sollen die Zeit, die ihnen noch verbleibt, mit möglichst wenigen Beeinträchtigungen in der vertrauten Umgebung des häuslichen und familiären Bereichs verbringen können.

Dies ist das Ziel des multiprofessionellen Palliativ-Versorgungsteams der Region Ludwigshafen. Es besteht aus speziell ausgebildeten Palliativ-Care Pflegekräften, davon sechs Mitarbeiterinnen der Ökumenischen Sozialstation, Fachärzten für Palliativmedizin der Gesundheitsorganisation Ludwigshafen (GO-LU), den Mitarbeiterinnen des ambulanten Hospiz- und Palliativberatungsteams Ludwigshafen sowie einer Apotheke.

Daneben werden je nach Bedarf notwendige Fachbereiche wie zum Beispiel Psychologen, Sozialarbei-

ter oder Krankengymnasten hinzugezogen. Weiterhin besteht eine Vernetzung mit der Palliativstation des Marienkrankenhauses und dem dort ansässigen Hospiz Elias.

Das Palliativteam erfasst in einem Erstgespräch die spezielle Problematik des Patienten erstellt nach Absprache mit dem Hausarzt und anderen an der Versorgung Beteiligten die Therapie- und Versorgungspläne. Vorrangig soll es dabei die Lotsenfunktion übernehmen, ist also für die vorausschauende Betreuung, Therapieplanung und Koordination der Versorgung verantwortlich und steht allen an der Versorgung eingebundenen Akteuren, den Betroffenen und deren Angehörigen beratend zur Seite. Das Team bietet zudem für alle aufgenommenen Patienten eine 24-Stunden-Rufbereitschaft an. Akut auftretende medizinische und pflegerische Probleme sollen so aufgefangen und unnötige Krankenhaus-

einweisungen vermieden werden.

„Gerade in dieser besonderen Situation ist eine seelensorgende Begleitung oft gewünscht und notwendig. In diesen Fällen werden die Pfarrer und Pfarrerinnen des Einzugsgebietes einbezogen, wenn die Kranken das wünschen. Die Betreuung von schwerstkranken und sterbenden Menschen ist uns als kirchlicher Einrichtung ein besonderes Anliegen“, sagt Sabine Pfirrmann, Geschäftsführerin der Ökumenischen Sozialstation Ludwigshafen.

Die Auseinandersetzung mit Krankheit und Tod ist für alle Menschen ein existenzielles und häufig schmerz erfülltes Erlebnis. Daher sollten Betroffene und ihre Angehörigen professionelle Hilfe frühzeitig annehmen und auf Beratung, Begleitung und Un-

terstützung durch das Palliativteam zurückgreifen. „Schon ein Beratungsgespräch, in dem die vielfältigen speziellen Hilfen und Unterstützungsangebote angesprochen werden, kann schwerstkranken Menschen und Angehörigen Schmerzen und Leid ersparen“, betont Pfirrmann.

Bereits seit 2007 besteht ein gesetzlicher Anspruch auf diese spezielle Versorgung am Lebensende, welche von einem Arzt oder Krankenhaus zu verordnen ist. Das SAPV-Team Ludwigshafen versorgt offiziell seit dem 1. März 2010 Patienten und hat bisher bereits über 100 Schwerstkranken begleitet. „Leider ist es uns bis heute nicht gelungen, einen entsprechenden Vertrag mit den Kostenträgern abzuschließen“, sagt Pfirrmann.

Sabine Pfirrmann | Geschäftsführerin
Ökumenische Sozialstation Ludwigshafen am Rhein
Rohrlachstraße 72 | 67063 Ludwigshafen
Telefon: +49 621 63 51 91 5 | Telefax: +49 621 63 51 91 6
www.pflege-ludwigshafen.de

„Ich habe so Angst!“

Ambulanter Hospiz- und Palliativ-Beratungsdienst Landau begleitet schwerkranke Menschen

In der Hospizarbeit steht der schwerkranke Mensch mit seinen Bedürfnissen, seinen Ängsten und Schmerzen im Mittelpunkt. „Wir versuchen zu ermöglichen, dass er in der letzten Lebensphase nicht allein ist, möglichst umgeben von vertrauten Menschen zu Hause bleiben kann und ein menschenwürdiges Leben bis zuletzt führen darf“, sagt Hanne Sarcinelli, Ehrenamtliche im Ambulanten Hospiz- und Palliativ-Beratungsdienst Landau/Südliche Weinstraße. Die Begleitung ist kostenfrei und wird

durch einen Förderverein unterstützt. Träger sind das Vinzentius-Krankenhaus und die Diakonie.

Zwei Hospizschwestern unterstützen in Zusammenarbeit mit Pflegediensten und Ärzten die Patienten und ihre Angehörigen oder Freunde. Eine Koordinatorin bereitet durch Seminare die Ehrenamtlichen auf ihren Dienst vor, ist zuständig für Begleitung und Fortbildung. Zurzeit sind 47 Frauen und Männer verschiedenen Alters ehrenamtlich tätig. Sie stammen

aus ganz unterschiedlichen Berufen und wurden sorgsam ausgewählt, auf ihre Aufgabe vorbereitet und werden fortlaufend selbst in einer Gruppe begleitet.

Sie nehmen sich Zeit zum Gespräch, hören zu, tragen Hoffnungen mit und halten Ängste mit aus, sie entlasten, begleiten und stärken die Angehörigen. Ihr Einsatzort sind Familien, Altenheime und Kliniken. Sie bieten ihre Hilfe auch im monatlichen Trauercafé an und gehen in die Schulen, um die Arbeit zu erklären und Fragen zu beantworten.

Im Jahr 2011 konnten 88 Schwerkranke vom Dienst betreut werden, etwa 60 Beratungsgespräche wurden geführt, die Ehrenamtlichen erbrachten 1250 Stunden in Begleitungen. Das Trauercafé besuchen im Schnitt 25 Trauernde im Monat, sechs Menschen werden in einer geschlossenen Trauergruppe betreut. Die Patienten der Palliativstation in Annweiler werden von vier Ehrenamtlichen betreut.

Hanne Sarcinelli berichtet über eine Begleitung: „Eine Frau Anfang 50 mit Metastasen nach einer Brustkrebserkrankung hätte gerne eine Begleitung. Mit diesen Worten erreicht mich die Anfrage unserer Hospizschwester. Mein erster Besuch bei dieser so lebenshungrigen Frau macht mir klar, in welcher verzweifelter Situation sie sich befindet. Es sind nicht nur die Schmerzen und andere Symptome, die sie dank der guten ärztlichen Versorgung durch eine engagierte Palliativmedizinerin in den Griff bekommt. Es erwarten sie wieder viele Fahrten zur Chemotherapie, es stehen ihr bange Tage und Stunden vor den nächsten Untersuchungen bevor. Und natürlich ist da die Angst, die sie immerzu beherrscht: Wie geht

es weiter? Vor allem gibt es da ja noch die Familie. Der Ehemann verdrängt die lebensbedrohliche Situation. Ihre Ängste tut er ab mit den Worten, dass sie positiv denken müsse. Der ohnehin schon introvertierte Sohn verstummt fast vor lauter Verzweiflung und vernachlässigt seine schulischen Aufgaben. Dabei möchte sie so gern noch erleben, dass er sein Abitur schafft. Und schließlich studiert der ältere Sohn, der ihr emotional sehr nahesteht, in einer anderen Stadt. Seine Nähe täte ihr jetzt besonders gut. Ich begleite sie zu allen Chemotherapien, bleibe während der Infusionen an ihrer Seite, bin bei den Untersuchungen mit den niederschmetternden Diagnosen bei ihr. Bei ihren Anrufen ‚Ich habe so Angst!‘ bin ich zehn Minuten später bei ihr. Wir reden über ihre Ängste, über ihre Trauer, über ihre unstillbare Sehnsucht nach Leben. Wir halten diese Stunden zusammen aus. Aber wir sitzen auch im Garten und freuen uns gemeinsam an ihren selbst gepflanzten wunderbaren Blumen. Wir plaudern über Gott und die Welt, sie erzählt mir fast ihr ganzes Leben, wir lachen viel, wir weinen auch bisweilen.

Der Tod kommt schneller als erwartet. Ihre drei Männer haben es gewagt, in den letzten Stunden bei ihr zu sein. Mit einer von dem Ehemann mit geplanten, sehr persönlich gestalteten Trauerfeier wird sie zu Grabe getragen. Die Gespräche mit dem Witwer in den ersten Wochen danach sind oft schwer auszuhalten, der Schmerz der Trauer frisst ihn fast auf. Aber allmählich werden die Abstände unserer Treffen größer. Und schließlich wagt er sich, am Ende des Jahres im Gedenkgottesdienst unseres Hospizdienstes für seine verstorbene Frau eine Kerze anzuzünden. Die nächsten Schritte der Trauer wird er alleine gehen können.“

Hanne Sarcinelli | Ehrenamtliche im Ambulanten Hospiz- und Palliativ-Beratungsdienst Landau/SÜW
Weißburger Straße 1 | 76829 Landau
Telefon: +49 63 41 94 29 46
hospizdienst.landau@vinzentius.de

Ganzheitliche Begleitung

Validation beim Landesverein für Innere Mission in der Pfalz e.V.

Der Landesverein für Innere Mission in der Pfalz e.V. (LVIM) betreibt als freier Träger der Diakonie zwei Krankenhäuser, neun Altenhilfezentren, zwei ambulante Hospiz- und Palliativ-Beratungsdienste sowie das Autorisierte Zentrum für Validation. „Der Nächste ist uns Mensch: An der Einheit von Seele, Geist und Körper richten wir unsere Wahrnehmung und unser Handeln aus.“ Das legt das Leitbild des LVIM fest.

Fast 70 Prozent der rund 900 Bewohner/innen in den Altenhilfezentren des LVIM sind dement. Die meisten sind über 80 Jahre alt, denn Demenz tritt vor allem bei sehr alten Menschen auf.

Weil die Menschen immer älter werden, kommen auch immer häufiger Menschen mit Demenz in die Krankenhäuser des LVIM. Das fordert Pflegepersonal, Ehrenamtliche und Angehörige im Umfeld.

Um Menschen mit Demenz – wie im Leitbild gefordert – ganzheitlich zu begleiten, setzt der LVIM seit 1997 auf Validation. Die amerikanische Gerontologin und Sozialarbeiterin Naomi Feil hat diese auf Wertschätzung und Empathie gegründete Kommunikationsmethode in den 1960er Jahren entwickelt. Ein Validationsanwender erkennt die Bedürfnisse und Gefühle desorientierter Menschen und kann mit Kommunikationstechniken wie Spiegeln, Wiederholen, Umformulieren oder Nachfragen desorientierte Menschen begleiten.

„Seit ich 1998 Validation kennen gelernt habe, nehme ich Menschen mit Demenz ganz anders wahr“, sagt Hedwig Neu, Leiterin des Autorisierten Zentrums für Validation. „Während die Begegnung mit Betroffenen bei mir früher oft Ohnmacht und Unverständnis ausgelöst hat, kann ich nun häufig einen Zugang

finden. Menschen mit Altersdemenz verfügen über viel Lebensweisheit. Dies in vielen Begegnungen mit altersverwirrten Menschen zu begreifen, war und ist ein großes Geschenk für mich. Diese Erfahrung gebe ich als Validationslehrerin in Kursen und Seminaren gerne weiter.“

Das Validationskonzept beim LVIM besteht im Wesentlichen aus folgenden Elementen:

- Kontinuierliche Validationsschulung, -ausbildung, -begleitung und -beratung von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern/innen aus der Alten- und Krankenhilfe durch die Lehrer des 1997 gegründeten Autorisierten Zentrums für Validation
- Validation in der Altenhilfe: Alle Mitarbeiter/innen verfügen über eine Basisschulung zur validierenden Haltung. Ausgebildete Validationsanwender können Menschen mit Demenz auch in fortgeschrittenen Stadien der Demenz begleiten. In Validationsgruppen erfahren Betroffene durch Übernahme sozialer Rollen und validierende Gesprächsführung, dass sie gehört und geachtet werden. Validation ist Bestandteil regelmäßiger Fallbesprechungen und der Dokumentation in Pflege und Betreuung.
- Validations-Basisseminare für Angehörige und Angehörigen-Beratung
- Validation in der Krankenpflege: Der verstärkte Einsatz von Validations-geschultem Pflegepersonal hilft, durch den Klinikaufenthalt ausgelöste Krisen bei Menschen mit Demenz frühzeitig zu erkennen. Validierende Begleitung mildert Angst und Verzweiflung und kann die Gabe von Medikamenten zur Verhaltensregulierung verhindern.
- Mit der Öffnung des Schulungs-, Beratungs- und Begleitungsangebotes nimmt der LVIM seinen gesellschaftlichen Auftrag wahr.

Hedwig Neu | Leitung | Landesverein für Innere Mission in der Pfalz e.V.
Autorisiertes Zentrum für Validation® | Bürgerspital Wachenheim
Weinstraße 80 | 67157 Wachenheim
Telefon: +49 63 22 94 23-730 | Telefax: +49 63 22 94 23-731
h.neu@lvim-pfalz.de

Literaturverzeichnis

Herz und Mund und Tat und Leben; Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie; Hrsg. Kirchenamt der EKD, 2. Aufl., Gütersloh, 1998.

Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der ev. Kirche in ländlichen Räumen; Hrsg. Kirchenamt der EKD, Hannover, 2007.

Gott in der Stadt Perspektiven ev. Kirche in der Stadt; Hrsg. Kirchenamt der EKD, Hannover, 2007.

Die Rolle der Allgemeinen Sozialarbeit im Rahmen gemeinde- und gemeinwesenorientierten Handelns der Diakonie (G2-Modell); Hrsg. DW EKD, Stuttgart, 2007.

Handlungsoption Gemeinwesendiakonie; Hrsg. DW EKD, Stuttgart, 2007.

Die Allgemeine Sozialarbeit der Diakonie im Wandel - Impulse für eine veränderte Praxis (Fachtagung „Diakonie für Menschen in Not(lagen)“ 22.-24.10.07, Berlin); Stuttgart.

Gemeinsam mehr erreichen - Lokale Vernetzung und Kooperation; Netzwerk soziales neu gestalten, 2008.

Menschen, die sich halten - Netze, die sie tragen; Caritas-Studie, 2. Aufl., 2009.

Wichern drei - gemeinwesendiakonische Impulse; Hrsg. Volker Hermann / Martin Horstmann, 2010.

Mutig mittendrin; Sozialwissenschaftl. Institut der EKD, 2010.

Kirche aktiv gegen Armut und Ausgrenzung; Hrsg. J. Eurich u.a., 2010.

Perspektiven der Diakonie im gesellschaftlichen Wandel; Hrsg. Uwe Becker, Neukirchen-Vluyn, 2011.

Fachkonzepte

G2-Modell der Allgem. Sozialarbeit der Diakonie; Kirchenkreissozialarbeit, 2007.

Wohnquartier hoch 4; Altersgerechte Quartiere, 2009.

Enabling Community; Eingliederungshilfe, 2009.

Altenarbeit im Gemeinwesen; Altenarbeit, 2011.

Praktisches & Methodisches

Methodenkoffer zur Sozialraumanalyse und -erkundung; www.sozialraum.de

Arbeitshilfen für Kirchengemeinden, um das eigene Umfeld wahrzunehmen; www.diakonisch.de

Impressum

Diakonisches Werk Pfalz
Kommunikation und Presse
Pfarrerin Sabine Jung
Karmeliterstraße 20
67346 Speyer
Telefon: +49 62 32 66 4-124
www.diakonie-pfalz.de